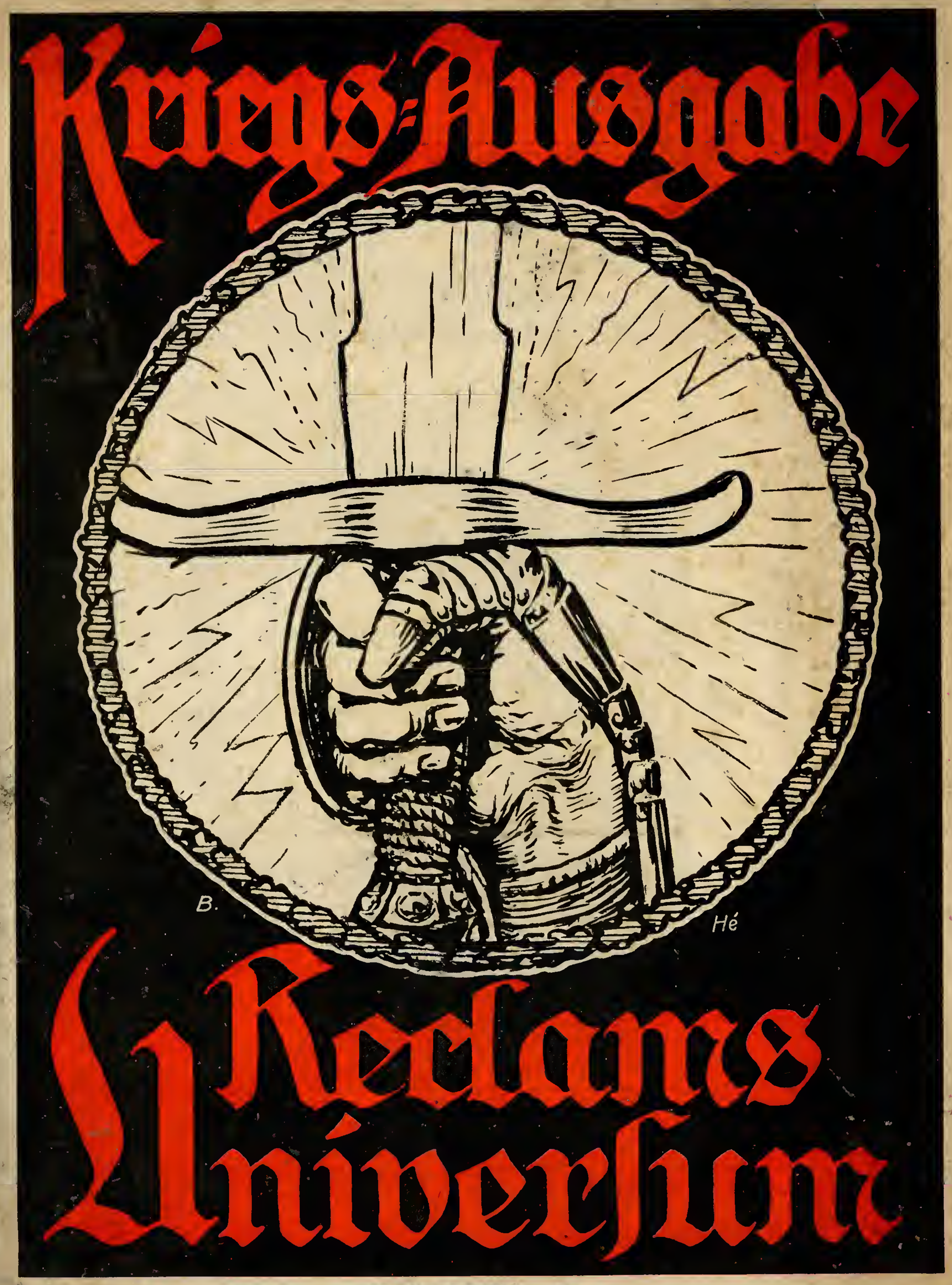


Preis 35 Pfennig.

Gute billige Bücher

Dieser genial erfundene Verkaufsapparat für Reclam-Bücher stellt einen Schaukasten dar, aus dem der Käufer die ihm zusagenden Werke selbst und unbeeinflusst wählen kann. Stets liegen 12 verschiedene Bände der Universal-Bibliothek zur Auswahl bereit.

Jeder Band 20 Pfennig

Jedes Buch ist mit einem Streifbande versehen, auf dem kurz der Inhalt erläutert oder eine Charakteristik des Autors gegeben wird. Die Auswahl wechselt fortgesetzt, da bei jedesmaligem Verkaufe der vorderste Band von einem der zwölf Stapel fällt. So bietet dieser stumme Buchhändler jedem Bücherfreund die ihm zusagende Lektüre auf bequemste Weise.



Aus den Schätzen der Universal-Bibliothek sind in dem Automaten die interessantesten, literarisch wertvollsten Romane, Novellen und Erzählungen zu finden. Eine Auswahl von über 400 Werken deutscher und ausländischer Autoren wechselt in der Auslage ab.

Jeder Band 20 Pfennig

Jedem Automatenbande liegt ein Formular bei, das zur Teilnahme an einem Wettbewerb berechtigt. Für die besten Einsendungen zu diesem Preisausschreiben hat die Verlagsbuchhandlung Philipp Reclam jun. in Leipzig in jedem Monat 100 bis 150 wertvolle Bücherprämien ausgesetzt. Alles Nähere geht aus dem erwähnten Formular hervor.

in den auf 1600 deutschen Bahnhöfen aufgestellten

Reclam-Bücher-Automaten

Bestell-Karte

Unterzeichnete...... bestellt bei umstehender Buchhandlung:

1*) Abonnement auf „Reclams Universum" zum Vierteljahrspreis von 4 Mk. für 13 Hefte

(in Österreich-Ungarn 5 Kr., in der Schweiz 5 Fr. 35 Cts., in Rußland 2 Rubel 40 Kop. Bei Kreuzbandsendung nach dem Auslande 8 Mark einschl. Porto).

1*) Abonnement auf die Luxusausgabe von „Reclams Universum" zum Vierteljahrspreis von 6 Mk. für 13 Hefte

(in Österreich-Ungarn 7 Kr. 20 H., in der Schweiz 8 Fr., in Rußland 3 Rubel 60 Kop. Bei Kreuzbandsendung nach dem Auslande 11 Mark 50 Pf. einschl. Porto).

„Reclams Universum" im Einzelbezug zum Heftpreis von 35 Pf.*)

(in Österreich-Ungarn 45 Heller, in der Schweiz 50 Cts., in Rußland 21 Kop.).

bittet um Ansichtssendung 1 Probeheftes von „Reclams Universum"*)

Die Hefte werden in der Buchhandlung abgeholt*) — sind mir gegen eine Zustellungsgebühr von 12 Pf. fürs Vierteljahr, also für ca. 1 Pf. pro Heft, frei ins Haus zu liefern.*)

In Österreich-Ungarn, in der Schweiz und in Rußland wird die Zustellungsgebühr von den Buchhandlungen nach Maßgabe der örtlichen Verhältnisse bestimmt.

1 vollständiges Verzeichnis der Universal-Bibliothek und Helios-Klassiker unberechnet.

Name und genaue Adresse: ....

....

*) Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen!

90. 7/14. 500'

Bücherzettel

....

Buchhandlung

....

....

Im Zeichen des Weltkriegs

beginnt Reclams Universum am 1. Oktober 1914 seinen 31. Jahrgang, und wie den Schlußheften des nun beendeten, so wird die eiserne, ernste und große Zeit, die wie ein Sturmwind über Deutschland hereinbrach, auch dem neuen Jahrgang das Gepräge verleihen. Vorbei sind die Tage der sanften Beschaulichkeit und des stillen Genießens. Es gibt keinen Deutschen auf Gottes weiter Erde, in dessen Brust nicht der stolze Kampfesmut unserer tapferen Heere im Westen und Osten ein freudiges Echo hervorruft, dessen Herz nicht höher schlägt in dem stolzen Bewußtsein, daß eines Tages alle Scheelsucht und Niedertracht unserer Feinde am ehernen Wall der geeinten deutschen Nationalkraft zerschellen werden.

Seit Ausbruch des großen Völkerringens schon schmückt alle Hefte unserer Zeitschrift eine eisengepanzerte, schwertbewaffnete Faust, zum Zeichen, daß wie im Frieden so auch in Kriegszeiten

Reclams Universum voran

marschiert in der Reihe der vornehmen Wochenschriften, daß Schriftleitung und Verlag sich der ebenso ernsten wie schönen und edlen Aufgaben bewußt sind, die weltgeschichtliche, große Zeiten an eine führende Wochenschrift stellen. Die Schriftleitung hat bewiesen, daß auch sie kriegsbereit war, und zahlreiche anerkennende Briefe aus allen Gauen belehren uns täglich, daß unsere Kriegsausgabe die kühnsten Erwartungen unserer Leser noch übertroffen hat. Schon wächst von Woche zu Woche die Zahl der regelmäßigen Leser von Reclams Universum, und dieser stolze Erfolg wird uns weiter ein Sporn sein, den Inhalt der Hefte des neuen Jahrgangs in würdigster Weise den weltbewegenden Ereignissen der Gegenwart anzupassen, damit er zu einer reichillustrierten Kriegschronik großen Stils sich gestalte. So können wir heute u. a. das in Heft 1 beginnende Erscheinen einer hochbedeutsamen Artikelreihe: „Ernste Reden in ernster Zeit" ankündigen, für die uns hervorragende Politiker und Gelehrte ihre Mitarbeit zugesagt haben.

Zu ganz besonderer Freude gereicht es uns aber, daß wir den neuen Jahrgang unserer Zeitschrift mit einem in jedem Betracht aktuellen und

großzügigen Kriegsroman

eröffnen können, mit einem Werke, dessen dramatisch bewegte Handlung den Leser ganz wie von selbst in den Wirbelstrom der kriegerischen Geschehnisse hineinzieht. Harmonisch und unaufdringlich fügen sich in diesem fesselnden neuen Roman dem starken Faden einer Liebesgeschichte die Kriegsverhältnisse an. In besonderer Beilage erscheinen die hochinteressanten Erinnerungen und Betrachtungen des Geh. Obermedizinalrates Professor

Dr. Heinr. Fritsch 1870/71.

Und wie der Roman und diese Erinnerungen, so werden auch die kurzen Novellen und die zahlreichen illustrierten Aufsätze des 31. Jahrganges von Reclams Universum dem Ernste der Zeitstimmung angepaßt sein.

Verlag und Schriftleitung von Reclams Universum in Leipzig.

Reclams Universum

30. Jahrgang

Inhaltsverzeichnis zu Heft 52:

24. Sept. 1914

Illustrierte Weltrundschau:

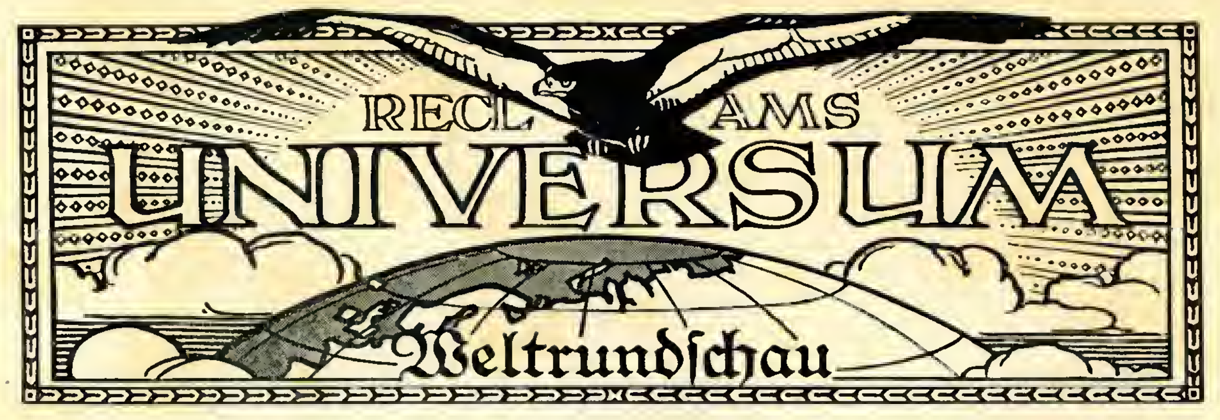
Für unsere Frauen.

Beilage zu Reclams Universum.

Ein deutsch-englischer Zusammenstoß.

Nach einem Gemälde von Arno Grimm.





Die deutsche Kriegsmaschine.

Von Hans Elden.

Die Mobilisierung bedeutet den Krieg! — Schlichter und eindringlicher konnte die furchtbare Bedeutung dieser letzten Verteidigungsmaßregel nicht zum Ausdruck gebracht werden als in jener dringenden Warnung der deutschen Regierung an Rußland, mit seinen Drohungen nicht zu weit zu gehen. Wie verlogen und schwächlich erscheinen daneben die Beteuerungen des Zaren, alles zur Erhaltung des Weltfriedens tun zu wollen und seine Truppen von jeder Grenzverletzung zurückzuhalten, während längst die Befehle zur Mobilmachung der russischen Streitkräfte ergangen waren. Ist aber dieser Schritt einmal getan, ist das ungeheure Rad der Kriegsmaschine von einer modernen Großmacht einmal in Bewegung gesetzt, so ist auch kein Arm der Welt mehr stark genug, ihm in die Speichen zu greifen. Jeder Staat, der es wagte, dieses tausendfältige Getriebe, einmal in Tätigkeit, wieder zu unterbrechen, wäre wehrlos der Gnade seiner Nachbarn überantwortet, ja wehrloser als zuvor, denn mit dem Augenblick der Mobilmachung stockt das bürgerliche, das gewerbliche und Handelsleben eines großen Landes. Jede Kraft, jeder Nerv richtet sich auf ein einziges Ziel, alle Blutströme jagen durch die eine weitgeöffnete Ader der Wehrhaftmachung, und wehe, wenn ihnen hier der Durchgang im entscheidenden Augenblick versperrt werden sollte: das mächtigste Reich wäre zur Tatlosigkeit, zur Verwirrung, zur Ohnmacht verdammt, es würde zermalmt werden unter den Folgen seiner eigenen Schwäche und Inkonsequenz.

Sehr zutreffend ist noch vor kurzer Zeit gesagt worden, daß den großen Zukunftskrieg nicht das Gewicht der Heeresmassen, sondern die überlegene Technik entscheiden wird. Ja es ist noch mehr als die bloße Technik, es ist die Organisation, die fehlerlose Berechnung und unerbittliche Durchführung aller, auch der scheinbar geringfügigsten Einzelheiten des kolossalen Getriebes, das der moderne Krieg in Bewegung setzt. Wehe, wenn auch nur das kleinste seiner Räder vergessen wurde, wenn auch nur der unscheinbarste Hebel stockt, die kleinste Verzögerung oder



Die Engländer in Döberitz. Die zahlreichen englischen Kriegsgefangenen, die bereits in Döberitz untergebracht sind, werden dort zum Teil mit Erdarbeiten und mit der erforderlichen Erweiterung des Gefangenenlagers beschäftigt.

Unordnung wird den Organismus gefährden, wie ein Automobil auf der Rennbahn durch den feinsten Riß in seinen Stahlfasern zum Sturz gebracht werden kann. Das zeigt sich bei der Heeresmaschine nicht erst draußen im Felde, schon die ersten Tage der Mobilmachung werden beweisen, wo von langer Hand mit Gewissenhaftigkeit, wo auf den äußeren Effekt gearbeitet oder, schlimmer noch, in die eigenen Taschen gesammelt wurde. Während die russische Mobilisierung in manchen Reichsgebieten, wie Polen und Finnland, vollständig in sich zusammenbrach, während ganze französische Regimenter durch Fehler in der Leitung an die italienische statt an die Ostgrenze dirigiert wurden und kostbare Tage verloren gingen, stellte der deutsche Generalstab am Ende der ersten Mobilmachungswoche mit Moltkeschem Lakonismus fest, daß nicht eine einzige Rückfrage an die Zentralstelle notwendig geworden sei. Wenige mögen sich darüber klar geworden sein, welche Bürgschaft des Erfolges in diesem selbstverständlichen, fehlerlosen Arbeiten des riesigen Apparates lag, dessen Steuerräder unsichtbare Hände im Generalstab und im Großen Hauptquartier bewegen! Die von den Eisenbahnen binnen 14 Tagen geleistete Arbeit ist gerade in Deutschland, wo ein Krieg nach drei Fronten zu führen war, eine ungeheure gewesen, und doch hat kaum ein Zug nennenswerte Verspätung erlitten, hat die Beförderung von einigen Millionen Truppen und unermeßlichen Mengen von Kriegsgerät und Verpflegung mit der Pünktlichkeit eines Uhrwerks sich vollzogen, ja noch mehr, hat sich vollzogen, ohne, daß abgesehen von der Zurückstellung des bürgerlichen Verkehrs, auf den Eisenbahnen eigentlich etwas davon bemerkbar wurde! Wie haben die Eisenbahntruppen, unterstützt von geschulten Arbeitern, gewirkt! Am Ende der ersten Mobilmachungswoche waren zerstörte russische Grenzbahnen teilweise schon wieder befahrbar, in drei Tagen wurde ein von den Belgiern raffiniert verwüsteter Tunnel für den Transport von Heeresmassen, schwerem Geschütz und Munition wieder fahrbar gemacht, in fünf Tagen eine 6 km lange Umgehungsbahn gebaut. Die Brücken, die Bahnhöfe, die Knotenpunkte, die stetigen Angriffen ausgesetzten Telegraphenlinien haben während des ganzen Aufmarsches nicht eine Stunde versagt. Jeder Flieger mit bösen Absichten ist prompt abgeschossen oder schnell verjagt worden, dagegen scheinen unsere eigenen Lufttruppen, soweit sie nicht dringende Erkundungsarbeiten zu leisten hatten, in weiser Ökonomie den wichtigeren Aufgaben des eigentlichen Krieges, den großen Land- und Seeschlachten aufgespart zu sein. Es zweifelt wohl niemand, daß sie alsdann ihre Stelle mit derselben ehernen Ruhe ausfüllen werden, wie bisher jedes zur Betätigung gelangte Glied in dem großen Mechanismus. Über das so wichtige Kleinmaterial unserer Verkehrstruppen brauchen wir kaum ein Wort zu verlieren; so wenig zur Friedenszeit, im Gegensatz zu anderen Heeren, von den deutschen Feldfernsprechern, den Funkenabteilungen usw. gesprochen worden ist, so sicher können wir sein, daß sie dem höchsten erreichbaren Stande der Technik entsprechen und das Verlangte leisten werden.



Ein 70jähriger Kriegsfreiwilliger, Oberdeckoffizier Karl Minck aus Fröbel bei Glogau. Er war einst als Obermaat seemännischer Lehrer des jetzigen Kaisers und des Prinzen Heinrich und leistet jetzt in Rüstringen, Oldenburg, Offiziersdienst.

Welche Bewunderung hat besonders bei Ausländern, die in den ersten Tagen der Mobilmachung noch etwas von der Einkleidung der Truppen beobachten konnten, die unerschöpfliche Masse und die grundsolide Beschaffenheit der deutschen Feldausrüstung erregt. Hunderttausende, Millionen sind gekommen, und Millionen haben ohne eine



Eine von den Belgiern zerstörte Maasbrücke bei Huy, die von den Truppen nach der Einnahme von Huy in kurzer Zeit derart wiederhergestellt wurde, daß sie die schwersten Transporte trägt. Cop. Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.



Der Kriegsschauplatz an der deutsch-französischen Grenze.

Stunde Verzögerung ihre dauerhafte feldgraue Uniform erhalten, von der der Feind schon heute händeringend erklärt, daß man die Truppen darin kaum vom Gelände unterscheidet, ihre derben, bequemen Stiefel, ihr zielsicheres, weittragendes Gewehr, mit dem die Bemannung russischer Batterien aus weiter Ferne zusammengeschossen wurde, bevor sie überhaupt zur Wirkung gelangten. Während man die fliehenden Franzosen in zusammengesuchtem Schuhzeug fing, das jeder Beschreibung spottete, konnten unsere Truppen ihre tapferen Gefallenen in den neuen Stiefeln bestatten, die sie nebst ihrem Ehrenkleide erst vor wenigen Tagen angetan hatten. Wehe dem, der unseren braven Jungen unzulängliche Verpflegung reichen wollte! In den Taschen der Franzosen hat man verschimmeltes Brot und ein paar grüne Pflaumen gefunden, und die Konservenbüchsen russischer Proviantämter sollen Sand enthalten haben. Kann man es da dem russischen Reservemann verdenken, wenn er eine halbe Stunde nach der Einkleidung seine Stiefel für ein paar Rubel verkauft hat? Auch das sind Räder und Rädchen im Organismus der großen Kriegsmaschine, und wehe dem Heere, bei dem der Maschinist und seine Gehilfen ihres Amtes nicht in Treue walteten.

Besondere Beachtung verdienen die modernen Hilfsmittel des schnellen Verkehrs und der Zerstörung, die Kraftwagen, die Flieger und die Luftschiffe. An Kraftwagen scheinen wir, wenigstens der Zahl nach, vielleicht aber auch in der Güte des Materials, Frankreich überlegen zu sein, von Rußland mit seinen weglosen Provinzen gar nicht zu reden. Auch hier das gleiche Bild: deutsche Wagen wurden der Heeresverwaltung, die ja schon zur Friedenszeit deren Haltung nach Kräften unterstützt hat, in größten Mengen und freudig, vielfach ohne Entgelt, angeboten. In Frankreich scheint bei der Requisition vielfach mit Härte vorgegangen zu sein, und es haben sich sogar viele Autobesitzer im letzten Augenblick mit ihren Wagen über die Grenzen gedrückt. Eine große Anzahl hat man im Fürstentum Monaco gewaltsam eingezogen. An Zahl der Flugzeuge mögen die Franzosen an der Spitze stehen, aber zweifellos ist ihnen die deutsche Armee an schweren, für zwei Personen oder für das Mitführen von Angriffsmitteln geeigneten Zweideckern überlegen, denn hier wurde die Kriegsbrauchbarkeit jeder anderen Rücksicht vorangestellt, in Frankreich dagegen auf weithin ausposaunte Schnelligkeitsleistungen hingearbeitet. Von den großen deutschen Luftschiffen brauchen wir kaum zu reden, hoffentlich haben die Engländer, die so viele Jahre den Luftschreck im Geiste über ihrem Lande sahen, nunmehr Gelegenheit, ihn wirklich kennen zu lernen. Der erste Angriff auf die Befestigungen von Lüttich hat ja bewiesen, daß mit den Geschossen unserer Luftschiffe nicht zu spaßen ist.

Nun endlich die Waffen! Von den Wirkungen des deutschen Infanteriegewehrs wurde schon gesprochen. Die Artillerie hat ebenfalls schon in den bisherigen Kämpfen bewiesen, daß sie den Ruf erhalten und vermehren wird, den sie sich in den Kämpfen 1870/71 erworben hat. Die deutsche schwere Artillerie, die Belagerungsgeschütze sind seitdem in einer Weise verbessert worden, daß es einen Widerstand gegen ihre Wirkungen kaum noch gibt. Nachdem die Einnahme von Lüttich aus bestimmtem Grunde schnell erfolgen mußte, ohne die Wirkung der schweren Artillerie abzuwarten, kann wohl damit gerechnet werden, daß an die Eroberung der übrigen feindlichen Festungen deutsches Blut nur in beschränktem Maße gesetzt werden wird, daß die Hauptarbeit vielmehr den Kanonen und Haubitzen überlassen wird. Mit knapper Deutlichkeit drücken es ja die dienstlichen Berichte vor Lüttich aus, daß schon die Arbeit unserer leichtesten Belagerungsgeschütze den Feind zu eiliger Flucht aus seinen Befestigungen veranlaßte, daß aber wenige Schüsse aus den gewaltigen Kruppschen 42-Zentimeter-Haubitzen auch das stärkste Fort in Trümmermassen verwandelten. Der Fall von Namur nach zweitägiger Beschießung hat das bestätigt. Derartige Erfolge müssen auf unsere Heere ebenso vertrauenerweckend wirken, wie sie den Gegner lähmend beeinflussen werden. —



Ein französisches Kavalleriebiwak in der Ausstellungshalle auf den Elysäischen Feldern in Paris.

Zum deutschen Angriff auf Nancy. Die Stadt Nancy, gegen die von einer Armee des deutschen Westheeres der Angriff eingeleitet wurde, ist keine eigentliche Festung, sondern sie ist nur von einer Anzahl Befestigungsanlagen umgeben, die in Verbindung mit den Werken der Festung Toul stehen. Die vom Forêt de Haye bedeckte Hochebene bei Nancy, die sich bis nach Toul und von Frouard nach Pont à Mousson erstreckt, bildet einen starken natürlichen Verteidigungsabschnitt. Das Fort Frouard deckt Nancy gegen einen nördlichen Angriff und beherrscht das Meurthe-Moseltal und die Straße von Toul, während die Stadt im Süden durch Fort St. Vincent geschützt wird. Am Rande des Plateau la Haye sind Batterien und Hindernisse angebracht.



Rouen, die Hauptstadt des französischen Departements Niederseine, wurde nach englischen Meldungen von deutschen Truppen besetzt. Rouen, das etwa 130000 Einwohner zählt, ist eine bedeutende Industriestadt. Von besonderer Bedeutung ist der Schiffsverkehr auf der Seine für die Nahrungsmittelzufuhr nach Paris, die von der Seeseite durch die Besetzung von Rouen abgeschnitten ist.



Das große Reinemachen in Ostpreußen. Nachdem die Russen, soweit sie nicht in den masurischen Sümpfen oder im Kampf umgekommen sind, endgiltig den deutschen Boden verlassen haben, wird in den von ihnen heimgesuchten Gebieten ein systematisches Großreinemachen veranstaltet. In den Wäldern werden noch immer hungernde Versprengte aufgefunden, vor allem aber wird die gewaltige Kriegsbeute gesichtet. Geschütze, Maschinengewehre, Munitions- und Proviantwagen und die zahlreichen Waffen, die die Gefangenen auf dem Schlachtfeld wegwarfen, werden gesammelt und von dem ostpreußischen Landsturm sortiert, eine Aufgabe, die angesichts der russischen Reinlichkeitsbegriffe nicht immer angenehm ist. Phot. R. Gutschmann

Von unseren Kriegsschiffen ist im Frieden niemals entfernt so viel Aufsehen gemacht worden, wie von der englischen „unüberwindlichen“ Flotte, aber es scheint, daß sachliche englische Kreise trotz des scheinbaren Erfolgs bei Helgoland doch die ernste Befürchtung hegen, ihre Flotte möchte sich an unseren Panzern und ihren Geschützschlünden unangenehme Überraschungen holen. Von der russischen und französischen Seemacht — die letztere ein Sammelsurium aller neuen und unerprobten Schiffstypen seit vierzig Jahren — gar nicht zu reden, die fast wirkungslose, aber von der französischen Presse zu einer Heldentat aufgebauschte Beschießung von Cattaro gibt einen glänzenden Beweis für die Leistungsfähigkeit Frankreichs zur See! Auch die Bemannung seiner Kriegsflotte macht England, im Gegensatz zu Deutschland, viel zu schaffen.

So dürfte die große deutsche Kriegsmaschine auch in demjenigen Teil, der unmittelbar dem Angriff dient — dazu ist auch der bessere Drill, die Disziplin und die größere Marschierfähigkeit des deutschen Soldaten zu rechnen — den Feinden bedeutend überlegen sein.

Zahlreiche Punkte sind in dieser kurzen Zusammenstellung berührt, deren Zusammenwirken im Felde den Erfolg und Mißerfolg eines Heeres bestimmen kann, aber bei weitem nicht alle. Zum Kriegführen gehört Geld und immer wieder Geld: wenn die technischen Vorbedingungen, die Eigenschaften der Soldaten und Führer wie die Räder und Hebel der großen Kriegsmaschine wirken, so ist das Geld der unentbehrliche, nie versiegende Strom von Öl, der sich durch den Mechanismus ergießen muß und den nur eine weise Spar-



Vom österreichisch-ungarischen Kriegsschauplatz: Russische Geschütze, erobert von den österreichisch-ungarischen Truppen in den Kämpfen bei Krasnik und Komarow, in denen die Russen Niederlagen erlitten. Einige eroberte Batterien sind vor dem Wiener Arsenal aufgestellt. Insgesamt verloren die Russen in diesen Schlachten dreihundert Geschütze und 41000 Mann Gefangene.

samkeit bereithalten und eine gesunde Volkswirtschaft dauernd ergänzen kann. Es darf ohne Übertreibung gesagt werden, daß auch in dieser Beziehung wahrscheinlich die deutschen Heere am besten unter allen versorgt sind, die an dem gegenwärtigen Weltkrieg teilnehmen. Ein gewaltiger Kriegsschatz stand von der ersten Minute für die Zwecke der Mobilmachung bereit, ein Fünf-Milliardenfonds ist von der deutschen Volksvertretung einstimmig und ohne ein Wort der Debatte für die Weiterführung des Krieges bewilligt worden, und eine Fülle wirtschaftlicher, weitausschauender Maßregeln sorgt dafür, daß die unvermeidlichen Wunden des Weltkrieges unseren Volkskörper so wenig als möglich schwächen werden.


Die Trümmer der belgischen Stadt Dinant, deren Bild wir im letzten Heft brachten. Die Stadt mußte wegen fortgesetzter Franktireurüberfälle auf die durchziehenden deutschen Truppen, die hier erhebliche Verluste erlitten, in Brand gesteckt werden. Phot. Het Leven.

Wenn hier ausschließlich von technischen und wirtschaftlichen Bedingungen als den Grundlagen des Erfolges im Kriege gesprochen worden ist, so ist das keineswegs eine Unterschätzung der moralischen Kräfte, des Volks- und Heeresgeistes, der im letzten Ende Mut, Tatkraft und Ausharren bestimmt. Aber wo sind die Wurzeln dieses Geistes, als eben in dem Bewußtsein, daß an den äußeren Bedingungen des Erfolgs nichts versäumt wurde? Ja was sind alle die angeführten Mittel und Kräfte weiter als aufgespeicherte Tatkraft, als kraftgewordener Geist? Wie sagte Bismarck? „Mit der gewaltigen Maschine, zu der wir das deutsche Heerwesen ausbilden, unternimmt man keinen Angriff!“ Wehe aber, wenn ein Volk mit solchen Mitteln und Gesinnungen in seinen Existenzmöglichkeiten getroffen, wenn es frivolerweise von seinem schwer erworbenen Platz verdrängt werden soll und gezwungen wird, einen Verteidigungskrieg um seine höchsten Güter zu führen! „Dann wird das ganze Deutschland von der Memel bis zum Bodensee aufbrennen wie eine Pulvermine, und kein Feind wird es wagen, mit diesem Furor teutonicus es aufzunehmen.“ Wohlan, als Meute haben sie es gewagt, und bis jetzt ist es ihnen schlecht genug bekommen.


Die Kirche in Visé, an der belgisch-holländischen Grenze. Auch dieses Städtchen fiel den Untaten der Franktireurs zum Opfer; hier ereigneten sich die ersten Überfälle der belgischen Bevölkerung auf deutsche Truppen. Cop. Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.



Vom österreichisch-serbischen Kriegsschauplatz: Ungarische Soldaten führen Gefangene der serbischen Timok-Division ab, deren Einfall unter schweren Verlusten abgewiesen wurde. 5000 Gefangene fielen in die Hände der österreichisch-ungarischen Truppen.

Spiritus zum Betrieb von Kraftwagen.

Eine Anregung für die Kriegszeit. Von Dr. G. B.

Benzin und Benzol, die gewöhnlichen Betriebsstoffe für Kraftwagen, sind zurzeit durch den Bedarf der Heeresverwaltung der allgemeinen Benutzung entzogen. Die Frage nach einem Ersatz für diese Stoffe gewinnt um so größere Bedeutung, als das Rohpetroleum, das bekanntlich das Ausgangsmaterial für die Gewinnung des Benzins darstellt, voraussichtlich auf längere Zeit nicht mehr nach Deutschland eingeführt werden wird, während andererseits die Erzeugung von Benzol, das als Nebenprodukt bei der Überführung der Steinkohle in Koks gewonnen wird, durch die Stillegung zahlreicher Kokereien sehr eingeschränkt ist. Unter diesen Umständen ist es freudig zu begrüßen, daß wir im gewöhnlichen Spiritus ein wertvolles Ersatzprodukt haben, das im Inland erzeugt wird und in beliebiger Menge zur Verfügung steht. Man kann mit Sicherheit annehmen, daß wir mit dem bisher angewandten Verfahren zur Gewinnung von Alkohol — aus Kartoffeln — imstande sind, auch einen sehr gesteigerten Spiritusbedarf zu decken; im Notfall bieten sich uns auch zahlreiche andere Rohstoffe als Ausgangsmaterialien für die Spiritusdarstellung an, z. B. Holzabfälle, Abwässer von Zellulosefabriken, Rübenzuckermelasse usw., die dank den Fortschritten der Chemie auf Alkohol verarbeitet werden können.



Deutsche Flieger über Paris. In dem gegenwärtigen Kriege zeigt sich die außerordentliche Bedeutung der Flugzeuge, und große Erfolge verdankt Deutschland bereits seinen Fliegern. Wir bringen heute eine von einem kühnen deutschen Flieger gemachte Aufnahme von St. Germain, einer Vorstadt von Paris.

Ohne weiteres läßt sich allerdings Spiritus in Motoren, die für die Benutzung von Benzin oder Benzol eingerichtet sind, nicht verwenden. Trägt man aber den veränderten Eigen-





Links: Eine belgische Straßenszene, bei der ein eroberter deutscher Helmüberzug, zwei Helme, eine Säbelscheide und ein Gewehr als Siegestrophäen vom Automobil aus dem Volk gezeigt werden. (Aus „The War of Nations“.) Rechts: Eine in London öffentlich ausgestellte Lanze. Sie wurde der Londoner Sphere zufolge nach einem Gefecht bei Haelen von den Engländern aufgefunden und als Trophäe nach London gesandt.



Ein englisches Kulturbild aus der „Daily Mail“: Kriegsverbrüderung eines britischen Matrosen mit einem belgischen Kongoneger. Belgien hat wie Frankreich seine Armee durch Neger verstärkt.

Kriegsbilder aus der englischen Presse.



„Daily Mirror“ bringt ein Bild der „berühmten Gurkhas“, indische Söldner, von denen 7000 England zu Hilfe kommen. Jeder von ihnen sei „mindestens gleich zwei Deutschen“.

schaften dieses Brennstoffes Rechnung — dem höheren Siedepunkt, dem geringeren Heizwert und dem größeren spezifischen Gewicht —, was durch leicht ausführbare Veränderungen am Vergaser des Motors bewirkt werden kann, so erweist er sich als vollwertiger Ersatz für Benzin und Benzol. Insbesondere ist es erforderlich, daß die „Düse“, durch welche die Zuführung des Brennstoffs erfolgt, erweitert und die Luftzufuhr vermindert wird. Außerdem empfiehlt es sich, die Belastung des im Vergaser befindlichen Schwimmers zu verringern. Da der Siedepunkt des Alkohols höher liegt als der des Benzins, geht natürlich das Anlassen des Motors schwieriger vor sich. Dieser Nachteil läßt sich, nach einer Anregung von Professor Hempel in der „Zeitschrift für angewandte Chemie“, dadurch umgehen, daß man außer einem großen Behälter für den höher siedenden Brennstoff noch ein kleineres Reservoir für Benzin oder einen anderen, leichter verdampfbaren Betriebsstoff benutzt; man bedient sich dann zunächst dieses leichter entzündlichen Materials, um den Motor in Gang zu bringen, und stellt nach erfolgtem Anwärmen das Ventil um, so daß jetzt der Weiterbetrieb mit dem schwerer verdampfenden Brennstoff vorgenommen werden kann. Es ist ferner empfehlenswert, die Wärme der Verbrennungsgase, die aus dem Motor austreten, dadurch auszunützen, daß man sie zum Vorwärmen des Brennstoffs verwendet.

Nach neueren Versuchen von Hempel hat sich für den Betrieb von Kraftwagen mit Spiritus oder mit Gemischen von Spiritus mit Benzin, Benzol usw. besonders gut der von Meißner erfundene „Lymavergaser“ bewährt. Dieser Vergaser ist so eingerichtet, daß das Verhältnis von Luft und Brennstoff während des Betriebes nach Belieben geregelt werden kann, indem sich die Öffnung der Zuführungsdüse durch eine besondere Vorrichtung verengern und erweitern läßt. Mit diesem Vergaser kann man unter anderen folgende Gemische ohne Störungen zum Betrieb verwenden: 4 Raumteile 95prozentigen Spiritus + 1 Raumteil 90prozentiges Benzol + 200 g Naphthalin pro Liter Benzol, oder 4 Raumteile Spiritus + 1 Raumteil Rohbenzol + 200 g Naphthalin pro Liter Rohbenzol. Auch Gemische von Spiritus mit Azeton eignen sich hierzu. Da der Heizwert des Alkohols bedeutend geringer ist als der des Benzins, braucht man allerdings zur Erzielung der gleichen Leistung mehr Spiritus; nach Hempels Angaben entsprechen z. B. 18 Liter der erstgenannten Mischung hinsichtlich der Wirkung 15 Liter Benzin.

Der Weltkrieg.

6. Kriegsbericht von Generalmajor v. Loebell.

Der Bericht soll mit der Feststellung der Tatsache beginnen, daß an 300 000 Gefangene in deutschen Gefangenenlagern sich befinden, und zwar ist die Zahl der gefangenen französischen Offiziere und Mannschaften fast dieselbe wie die der gefangenen Russen. Dreimalhunderttausend Deutsche kämpften in der Schlacht von Gravelotte-St. Privat, das mag als Anhalt für die Größe der Zahl der Gefangenen dienen, sie ist bedenklich groß, wenn man den Umstand in Betracht zieht, daß die Gefangenen aus deutschen Vorräten verpflegt werden müssen, daß deren Unterbringung große Ausgaben mit sich bringt, und daß eine große Zahl Soldaten zu deren Bewachung nötig ist. Die Gefangenen müssen mit Arbeit beschäftigt werden, ohne deutschen Arbeitern den Verdienst zu nehmen, das erfordert wiederum Aufsichtspersonal und Dolmetscher. So möchte man fast wünschen, daß nicht so viele Gefangene gemacht würden, denn diese werden disziplinierter und erzogener nach dem Kriege ausgeliefert werden, als sie es bei Beginn der Gefangenschaft waren. Wie dem aber auch sei, die 300 000 Gefangenen innerhalb der vier ersten Kriegswochen sind Glanzleistungen der siegreichen deutschen Heere.

Die Armee des Generaloberst v. Hindenburg hat ihren Siegeszug fortgesetzt. Am 10. September wurde vom Generalquartiermeister verkündet, daß der General den linken Flügel der noch in Ostpreußen befindlichen russischen Armee geschlagen und sich dadurch den Zugang in den Rücken des Feindes geöffnet hat, daß der Feind den Kampf aufgegeben und sich in vollem Rückzuge gegen den Njemen befände. Auch diese Operation war so großartig angelegt, daß sie zur Vernichtung des Gegners hätte führen müssen, wenn nicht der durch Spione, ja Verräter gut bediente Feind rechtzeitig abzuziehen vermocht hätte. Nun konnte nur Verfolgung zum selben Ziele führen. Am Tage darauf wurde noch das russische 22. Korps, das vereinzelt bei Lyck durch Flankenstoß die Verfolgung zum Stillstand zu bringen versuchte, geschlagen; am 12. September wurde dann der rechte Flügel der russischen Njemen-Armee vollkommen besiegt; er war auf Königsberg marschiert und stand mehrere Tage im Kampf, der mit fluchtartigem Rückzuge endete. Mit diesem Rückzuge ist zunächst der russische Operationsplan vollkommen gescheitert, ihre Narew- und ihre Njemen-Armee geschlagen, ein Teil gänzlich vernichtet. Auf der Flucht wird die Vernichtung fortgesetzt werden, so daß sie wohl bei dem großen Menschenmaterial die Lücken in einem späteren Teil des Krieges wieder auszufüllen vermögen, aber sicher die Verluste an Offizieren und Kriegsmaterial nicht ergänzen können, ihre Neuformationen werden daher minderwertig bleiben. Bei dem großen Erfolge Hindenburgs bleibt zu beachten, daß von einer Flucht des Feindes vorher weder im Westen noch im Osten die Rede war. Bei Lemberg hielt es der Feind nicht für angezeigt, der österreichisch-ungarischen Armee zu folgen, als sie in bessere Stellungen zurückging. Zwanzig Tage haben sie kämpfend gegen Überlegenheit standgehalten, nur schrittweise sind sie zurückgewichen, noch am 11. September wurden aus Wien glänzende Erfolge gemeldet. Der Feind aber vermochte immer neue Truppen gegen die Österreicher zu führen, so daß die zahlenmäßige Überlegenheit, trotz arger Verluste, statt abzunehmen, wuchs. Das mußte die tapferen Kämpfer mürbe machen und zwang die Armeen um Lemberg zum freiwilligen Rückzuge. Es wird auf diesem Teil des Kriegsschauplatzes demnach ein hinhaltender Kampf geführt, der hoffentlich aber einen siegreichen Ausgang nehmen wird, was politisch von großer Wichtigkeit sein würde. Die österreichisch-ungarische Heeresleitung hatte diesen Ausgang bereits dadurch zu erreichen gesucht, daß sie die nördlich siegreich vordringende Armee des linken Flügels nach der Schlacht von Komarow südwärts auf Lemberg eindrehen ließ, auch die letzte Heeresgruppe schwenkte mit ihrem rechten Flügel bis Kurniki ein und hielt hier einen Flankenstoß der Russen in Richtung Lublin erfolgreich auf, dann gingen beide Flügel in den Tagen vom 8. bis 11. September zum



Wilhelm Graf Fugger v. Glött, Stabshauptmann im Infanterie-Leibregiment in München, starb den Heldentod für das Vaterland. Er war im Jahre 1876 als der jüngste Sohn des Grafen Karl Ernst Fugger v. Glött in Oberndorf geboren. Die Grafen Fugger v. Glött entstammen dem berühmten Fuggerschen Geschlecht aus Augsburg, dem 1508 der Reichsadel verliehen wurde.

Prinz Ernst von Sachsen-Meiningen, der bei Maubeuge an der Spitze seiner Truppen fiel. Er wurde am 23. September 1895 als ein Sohn des bei Namur gefallenen Prinzen Friedrich von Sachsen-Meiningen geboren. Sein letzter Wunsch war, nicht in der Fürstengruft, sondern gemeinsam mit den gefallenen Soldaten bestattet zu werden. Phot. E. Lill.

Generalleutnant Prinz Friedrich Karl von Hessen, der Schwager des Deutschen Kaisers, der durch einen Schrapnellschuß in Hüfte und Oberschenkel verletzt wurde, erhielt für seine Tapferkeit das Eiserne Kreuz erster Klasse; er steht im 45. Lebensjahr. Auch sein ältester Sohn, der bei den Hanauer Ulanen steht, wurde kurz vorher durch einen Brustschuß verwundet. Hofphot. T. H. Voigt.



Vom deutsch-französischen Kriegsschauplatz: Kriegsgefangene französische Verwundete werden in langen Zügen über die deutsche Grenze geschafft. Die kriegsgefangenen Verwundeten erfahren auf deutscher Seite eine von den Bestimmungen des Völkerrechts diktierte, würdige Behandlung, wie sie unseren Verwundeten in Feindesland bedauerlicherweise nicht zuteil wird. Hofphot. Oskar Tellgmann, Eschwege.

Angriff vor, sich dadurch dem rechten Flügel der Armee bei Lemberg nähernd. Aber auch diese Heeresgruppen wurden nach schweren Kämpfen gegen die Übermacht, die durch die herangezogenen Reste der Wilna-Armee verstärkt war, unverfolgt in eine rückwärtige Aufstellung zurückgenommen. In diesen blutigen Kämpfen wurden den Russen nach und nach 40 000 Gefangene und etwa 300 Geschütze abgenommen.

Die im letzten Kriegsbericht ausgesprochene Vermutung ist Gewißheit geworden, die Schwenkung der Nordarmee nach Süden, auf dem westlichen Kriegsschauplatz durchgeführt, hat auf dem rechten Flügel zu den im 5. Bericht bereits erwähnten Kämpfen zwischen Meaux und Montmirail geführt. Die Armee des Kronprinzen läßt voraussichtlich Verdun neben und hinter sich und schließt sich den Operationen der Nordarmee an, die natürlich zu Entscheidungskämpfen auf der ganzen Schlachtlinie des Westheeres führen müssen und bereits, namentlich auf dem deutschen rechten Flügel, geführt haben. Teilerfolge werden von dort gemeldet. Wir ersehen aber auch aus



Von den Kämpfen in den Vogesen: Kriegsgefangene französische Alpenjäger, die im Breuschtal in den Vogesen über die Grenze vorzudringen versuchten; ihr Vormarsch wurde blutig zurückgeschlagen. Die Alpenjäger wurden wie die gesamten südfranzösischen Armeekorps infolge der Neutralität Italiens gegen Deutschland verfügbar.



Von den Schlachtfeldern im Osten: Ein Lazarett in einer Wollwarenfabrik in Leobschütz in Oberschlesien; in dem Lazarett sind verwundete Deutsche untergebracht, die auf den Schlachtfeldern im Osten heldenmütig kämpften. Dem Husaren im Vordergrund wurde der Arm abgerissen. Kaßner & Heinrich.

den Meldungen, daß die Franzosen und Engländer dort mit aller Energie und mit allen ihnen noch zur Verfügung stehenden Kräften um die Entscheidung ringen, mit Tapferkeit, die wir von den Franzosen gewohnt sind, ja mit Verzweiflung einen für sie günstigen Ausgang herbeizuführen suchen. Sie wehren sich, müssen sich bis auf das Blut wehren, da ein unglücklicher Ausgang Vernichtung ihres Feldheeres bedeuten würde. So wogt der Kampf seit Tagen hin und her. Jeder Kämpfer gibt sein Bestes her. Hie Deutschland, hie Frankreich! Und hierbei rechnen wir zugleich mit England ab. Die Erbitterung und der Haß gegen dieses Volk kann nur gesteigert werden, nie abnehmen. Verdanken wir ihm doch den nie gewollten Krieg, verband sich dieses Volk doch mit Feinden der gesamten weißen Rasse und den Feinden unserer Kultur, zum Untergang Deutschlands. Den Deutschen ist Schadenfreude nicht eigen, gerecht aber erscheint das Schicksal: England muß seinen Nebenbuhler zum Schutze Indiens aufrufen. Doch diese Abschweifung führt auf das Gebiet der hohen Politik, auf dem sich zurzeit niemand zurechtfindet. Mit der Bekanntgabe der englischen Verluste soll wieder auf das militärische Gebiet übergeleitet werden. Die Engländer, die es bisher so gut verstanden, rechtzeitig, volkstümlich ausgedrückt, sich dünne zu machen, haben in den letzten Kämpfen bisher allein 15000 Tote und Verwundete und während des kurzen Feldzuges 8000 Gefangene verloren. Vier Wochen lang liegen einige der Westarmeen jetzt im Kampf, vier Wochen lang wehren sich die Franzosen in energischer Weise; am 17. August versuchten sie zum erstenmal durchzubrechen, und mit derselben Energie wiederholten sie am 17. September auf unserem äußersten rechten Flügel den Durchbruchsversuch, der aber in sich selbst zusammenbrach. Gemeinsam handelnd, waren die Belgier aus Antwerpen, die Franzosen aus Verdun ausgefallen, aber abgewiesen. So scheiterten bisher alle Angriffe der Franzosen. (Entscheidend geschlagen wurden bereits am 17. September südlich Noyon das 13. und 4. französische Armeekorps, die mehrere Batterien verloren.) Sie schwächen sich durch diese Unternehmungen und ermöglichen es den deutschen Armeen, zwar langsam aber sicher, Boden zu gewinnen. Immer fester und fester schließt sich das Band, immer näher und näher rückt das Verhängnis heran.

Die Chronik des Weltkrieges.

14. September. Auf dem französischen Kriegsschauplatze finden auf der Kampflinie zwischen Paris und Vitry am rechten deutschen Heeresflügel schwere, bisher unentschiedene Kämpfe statt. Ein von den Franzosen versuchter Durchbruch wird siegreich zurückgewiesen. — Im Nordosten schreitet die Vernichtung der russischen Wilna-Armee fort. General v. Hindenburg meldet die vollständige Niederlage der Wilnaer Armee und der Grodnoer Reservearmee. — Der k. k. Generalstab meldet: „Die über die Save eingebrochenen serbischen Kräfte wurden überall zurückgeschlagen. Syrmien und Banat sind daher vom Feind vollständig frei.“ — Es wird bekannt, daß der deutsche kleine Kreuzer „Hela“ durch einen Torpedoschuß eines feindlichen Unterseebootes am 13. September zum Sinken gebracht ward. Fast die gesamte Besatzung wurde gerettet. — Von belgischer Seite wird zugestanden, daß die Antwerpener Armee bei einem Ausfall nach viertägigem Kampfe sich zurückgezogen hat; die Verluste seien beträchtlich. — Der englische Dampfer „Gwendolen“ beschoß und besetzte Langenburg an der Nordspitze des Nyassasees in Deutsch-Ostafrika. — In Britisch-Nordrhodesia dringt eine deutsche Schutztruppenabteilung ein, ebenso in Uganda zu beiden Seiten des Viktoriasees. Überall, wo es möglich ist, ergreifen die deutschen Schutztruppen die Offensive oder sie leisten energischen Widerstand. Selbst ins englische Kaplandgebiet stoßen deutsche Schutztruppler aus Deutsch-

Blick von den Wällen auf die von der Armee des deutschen Kronprinzen eroberte] Stadt und Festung Longwy. Hofphot. Eugen Jacobi, Metz.

Die französische Festung Longwy nach der Uebergabe: Die Wirkung einer deutschen Granate am Burgunder Tor in Longwy. Hofphot. Eugen Jacobi, Metz.



Ankunft eines Eisenbahnzugs mit verwundeten und kriegsgefangenen Franzosen in Eschwege. Hofphot. Oskar Tellgmann, Eschwege.

Südwest vor. Dagegen soll Herbertshöhe im Bismarck-Archipel von den Engländern besetzt worden sein. — Aus London kommt die erste englische Bestätigung der Nachricht, daß unerwartet ein Aufstand in Indien ausgebrochen sei, der zu ernster Besorgnis Veranlassung gebe. — Die Zulassung italienischer Zeitungen in Frankreich wurde allgemein verboten; ausgenommen vom Verbot sind bezeichnenderweise der „Messagero“ in Rom und der „Secolo“ in Mailand, das sind die deutschfeindlichsten.

15. September. Der auf dem rechten Flügel des Westheeres stattfindende Kampf dehnt sich auf die nach Osten anschließenden Armeen bis nach Verdun aus. An einigen Stellen des ausgedehnten Kampffeldes (von Paris bis Verdun 220 km in der Luftlinie) waren bisher Teilerfolge der deutschen Waffen zu verzeichnen. — Auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatz ordnet sich die Armee Hindenburg nach abgeschlossener Verfolgung. — Aus den Ausweisen österreichisch-ungarischer Etappenbehörden geht hervor, daß bis jetzt 41000 Russen und 8000 Serben in die innere Monarchie abgeschoben wurden. 300 Feldgeschütze wurden im Kampf erobert. Hervorzuheben ist, daß die zu neuen Taten bereit stehenden Armeen unseres Bundesgenossen im heldenmütigsten Kampfe dem zahlenmäßig überlegenen, tapferen und hartnäckig kämpfenden Feind erfolgreich entgegentraten. — Die erste Abteilung der Hilfstruppen, die Kanada dem englischen Reiche sendet, trifft in London ein; es sind einige Bataillone leichter Infanterie, 3 Batterien Feldartillerie. — Die englische Marinemission mit Admiral Limpus an der Spitze zeigt ihren Rücktritt aus türkischen Diensten an. Man gibt demnach in England die Hoffnung auf, die türkische Flotte gegen Deutschland auszuspielen. — Von englischer Seite werden auffallenderweise noch keine Kriegskorrespondenten zur Front zugelassen.

16. September. Auf dem westlichen Kriegsschauplatz wurden an einzelnen Stellen der Schlachtfront Angriffe französischer Truppen in der Nacht vom 15. zum 16. und im Laufe des 16. September zurückgewiesen. Einzelne deutsche Gegenangriffe waren erfolgreich. — Der Urheber der klassischen Kriegsberichte aus dem Hauptquartier, der General v. Stein, wurde zum Kommandierenden General des 14. Reservekorps ernannt. An Stelle des erkrankten Führers der dritten Armee, des sächsischen Generals v. Hausen, tritt General v. Einem. An dessen Stelle tritt als Kommandierender General des 7. Armeekorps General v. Claer. Die Stelle des verwundeten Kommandierenden Generals des 10. Reservekorps, des Generals Graf Kirchbach, wird durch General v. Eben besetzt. Zum erstenmal wird durch diese Stellenbesetzung offiziell bekannt, daß von Anfang des Krieges ab neben den 25 Armeekorps Reservekorps aufgestellt waren. — Aus Kairo wird gemeldet, daß die Lage für die Engländer sehr ernst sei. — Die englische Diplomatie sucht mit allen Mitteln die Presse der nordischen Länder zu beeinflussen. — Hochbedeutsam ist die Nachricht, daß die Flotte der Vereinigten Staaten im Stillen Ozean verstärkt wurde und daß ein starkes Geschwader nach den Philippinen abgegangen ist. Diese Maßregel ist zweifellos veranlaßt durch Englands Hilferuf an Japan zur Unterdrückung einer indischen Aufstandsbewegung. Japans Zusage erfolgte unter der Bedingung freier Auswanderung für Japaner nach allen britischen Besitzungen am Stillen Ozean und freier Hand in China. — Die amerikanischen Truppen erhalten Befehl, sich aus Veracruz zurückzuziehen.

17. September. In der Schlacht zwischen Oise und Maas deuten gewisse Anzeichen darauf hin, daß die Widerstandskraft des Gegners zu erlahmen beginnt. Ein mit großer Tapferkeit unternommener französischer Durchbruchsversuch auf dem äußersten rechten deutschen Flügel brach ohne besondere Anstrengung der deutschen Truppen schließlich in sich selbst zusammen. Die Mitte der deutschen Armee gewinnt langsam, aber sicher Boden. Auf dem rechten, also östlichen, Maasufer versuchte Ausfälle aus Verdun werden mit Leichtigkeit durch Teile der Armee des deutschen Kronprinzen zurückgewiesen. Trotzdem beglückwünschten sich Poincaré und der Zar in schwungvollen Telegrammen. — Gegenüber falschen Meldungen wird festgestellt, daß keines der deutschen Luftschiffe in feindliche Hände gefallen oder vernichtet wurde. — Der russische General Martos, der befahl, die von seinen Truppen besetzten Ort-

Am Grabe ihrer Habe: Rückkehr ostpreußischer Flüchtlinge nach Soldau nach dem Abzug der Russen.



Nach dem Kampf: Der Friedhof der lothringischen Gemeinde Lauterfingen, die mehrmals von französischen und von deutschen Truppen beschossen und besetzt wurde.

schaften Ostpreußens zu verbrennen und die männlichen Einwohner zu erschießen, wurde in Halle gefesselt eingebracht. Er kommt vor ein Kriegsgericht. — Im Kanal ging das englische Schulschiff „Fiscard the Second“ unter, wobei 21 Mann ertranken; es war ein älteres Kriegsschiff von 6000 Tonnen. — Der Befehlshaber der südafrikanischen Truppen, General Beyers, reicht zum Protest gegen Bothas schändliche Politik seine Entlassung ein; sie wird genehmigt. — In England fassen beide Häuser des Parlaments den Entschluß, die Regierung Indiens zu „ermächtigen“, die Kosten für Ausrüstung der indischen Expeditionsarmee zu tragen. — Aus Rußland wird große Mißstimmung über die bisherigen Ergebnisse des Krieges berichtet. — In der französischen Zone von Tuza und Muluga in Marokko ist ein neuer Roghi aufgetreten, der den heiligen Krieg predigt und die Kabylen auffordert, die Franzosen aus dem Lande zu treiben.

18. September. Dem Großen Hauptquartier wird gemeldet, daß am 17. September das französische 13. und 4. Armeekorps und Teile einer weiteren Division südlich Noyon (westlich der Oise, nordöstlich von Paris) entscheidend geschlagen wurden, also der äußerste linke französische Flügel. Feindliche Angriffe gegen verschiedene Stellen der deutschen Schlachtfront brachen ebenfalls am 17. September zusammen. — Im Breuschtal am Vogesenkamm wurde ein Vorgehen französischer Alpenjäger zurückgewiesen. — Das deutsche Nordostheer setzt seine Operationen im Gouvernement Suwalki fort; Teile gehen auf die südlich am Bobr liegende Festung Osowiec vor. — Die österreichisch-ungarischen Truppen, die die Drina überschritten haben, befinden sich bereits auf dem Marsch nach Osten. — Unter dem jubelnden Beifall der Bevölkerung von Nizza zieht Beppino Garibaldi mit 200 Italienern, darunter vier Prinzen, nach den französischen Schlachtfeldern. — Der Befreier Ostpreußens, Generaloberst v. Hindenburg, wurde von allen vier Fakultäten der Universität Königsberg zum Ehrendoktor ernannt. Die Ehrung steht in der Geschichte der Königsberger Universität einzig da. Die Städte Königsberg und Danzig verliehen ihm das Ehrenbürgerrecht.

19. September. In der Schlacht zwischen Oise und Maas ist das französisch-englische Heer in die Defensive gedrängt. Die Durchführung des Angriffs gegen die Sperrfortslinie südlich Verdun ist vorbereitet. Im Elsaß stehen die deutschen Truppen längs der Grenze französischen Kräften dicht gegenüber. — Aus dem Nordosten kommt die Nachricht, daß am 17. September die vierte finnländische Schützenbrigade 15 km von der Grenze bei Augustow auf dem Wege nach Grodno geschlagen ward. — Die Neugruppierung des österreichisch-ungarischen Heeres an der Sanlinie ist im Gange, 50 km nördlich Przemysl traten mit ihm zwei russische Armeekorps in Fühlung. — Rabaul, der Sitz des Gouvernements von Deutsch-Neuguinea, wird von den Engländern besetzt. — In Paris werden zur Verteidigung bereits Seesoldaten bestimmt; auch die Küstengeschütze werden herangeholt. Alle Franzosen unter 48 Jahren haben sich zur Feststellung ihrer Militärverhältnisse zu melden. — Der russische Generalissimus, Großfürst Nikolaus, läßt in dem besetzten Gebiet Galiziens eine Proklamation verbreiten, die ein klassisches Beispiel russischer Heuchelei ist. — In China ist wachsende Erregung gegen den Dreiverband bemerkbar. Australien erhebt lebhafte Bedenken gegen das englisch-japanische Bündnis. — Der deutsch-englische Freundschaftsverein in London löst sich auf. — Der Minister des Äußern in Stockholm erklärt, daß die Regierung bestrebt sei, die Neutralität Schwedens bis zur äußersten Grenze zu wahren.

20. September. Das Ergebnis der deutschen Kriegsanleihen übersteigt alle Erwartungen; es wurden $4^1/_4$ Milliarden gezeichnet. Wie der strategische Aufmarsch der deutschen Armeen, so ist auch die finanzielle Mobilmachung geglückt. — Die deutsche Reichsleitung kennzeichnet durch die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ die Unwahrheiten in der britischen Thronrede. Sie hebt hervor, daß aus unwiderleglichen Zeugnissen jetzt sehr genau bekannt sei, daß Rußland nur losschlug, weil ihm die positive Zusicherung der englischen Regierung, sie werde am Krieg gegen Deutschland teilnehmen, vorlag.

Generalleutnant z. D. Metzler.

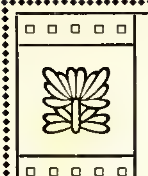
Die Verlustlisten.

Das große Ringen im Osten und Westen, auf dessen Entscheidungen das deutsche Volk mit fieberhafter Spannung lauscht, kostete in der vergangenen Woche große Opfer. Allein die preußischen Verlustlisten wiesen rund 18500 Namen auf, also mehr als in den übrigen Wochen seit Beginn des Krieges zusammen. Die bayrischen Regimenter beklagen den Verlust von über 2300 Toten, Verwundeten und Vermißten, die sächsischen enthalten über 3600, die württembergischen fast 3000 Namen, die beiden neusten Verlustlisten der Marine gegen 400. Die Gesamtverluste würden demnach in der letzten Woche fast 28000 betragen, die seit Kriegsbeginn auf etwa 50000 zu beziffern sein. Die österreichischen Listen sind infolge mangelhafter Postverbindung noch immer nicht vollzählig bei uns eingetroffen. An bekannten Namen geben wir aus den Verlustlisten folgende wieder: Der Herrenreiter Leutnant Graf Bethusy-Huc, gefallen; Rittmeister H. v. Einsiedel, bekannter Rennreiter, gefallen; Rittmeister a. D. Karl Friedrich v. Esmarch, der dem deutschen Kaiserhause verwandtschaftlich nahe steht, schwer verwundet; General Graf Kirchbach, Präsident des Reichsmilitärgerichts, verwundet; Leutnant Eric Graf Wrangel, gefallen; Hauptmann Joachim v. Kunow und Leutnant Eberhard v. Kunow, gefallen; Generalstabschef Oberst v. Eulitz, verwundet; Fritz Schaper, Sohn des berühmten Berliner Bildhauers, verwundet; Prof. Dr. Herrmann Kriegsmann, Tübingen, gefallen; Leutnant Friedrich Wilhelm Sixt v. Arnim, gefallen; Hauptmann Karl Bock v. Wülfingen, gefallen; Leutnant Hasso v. Hohenau, Sohn des Geheimen Regierungsrats von Hohenau, gefallen; Leutnant Christoph Graf Finck v. Finckenstein, gefallen; Reserveleutnant Walter v. Goßler, aus dem Hause Ziehtau, gefallen; Major Erich v. Wittern, gefallen; Major Ludwig Freiherr v. Wangenheim, gefallen; Leutnant Jesco v. Puttkamer und Unteroffizier Referendar Gustav v. Puttkamer, gefallen; Oberleutnant Hans Henning von der Schulenburg, gefallen; Oberleutnant Laszlo v. Egan-Krieger, gefallen; Kommandant Otto Tortilowicz v. Batocki-Friebe, gefallen; Karl Diem, Generalsekretär der Olympischen Spiele, verwundet; Hauptmann Otto Freiherr von und zu Egloffstein, gefallen; Leutnant Rudolf v. Viebahn, der fünfte Sohn des Generalleutnants v. Viebahn-Meiningen, gefallen; Leutnant Niklas Christoph Freiherr v. Lyncker, Sohn des Generaladjutanten des Kaisers, gefallen; Kammergerichtsreferendar und Unteroffizier der Reserve Tosson-Ulrich v. Bonin, Major Ulrich v. Bonin und Leutnant Hans Henning v. Bonin, gefallen; Leutnant Kurt Freiherr v. Manteuffel, gefallen; Leutnant der Reserve Rudolf Freiherr v. Reibnitz, gefallen; Hans Heinrich Freiherr Gayl, gefallen; Generalmajor und Brigadekommandeur Walter Scherbening, gefallen; Hauptmann Kuno Frhr. v. Zedlitz und Neukirch, gefallen; Werner Gaehde, Sohn des Generalarztes Gaehde, Hannover, gefallen; Leutnant Hartmann Freiherr v. Mauchenheim, Sohn des bayrischen Kämmerers und Generalmajors Max Freiherr v. Mauchenheim genannt Bechtoldsheim, gefallen; Hauptmann der Landwehr Dr. v. Brünneck, Geheimer Regierungsrat und Vortragender Rat im preußischen Justizministerium, gefallen; Oberstleutnant im Generalstab Otto v. Lengerke, gefallen; Hauptmann Hellmuth v. Schultz, der zweite Sohn des Generalleutnants v. Schultz, gefallen; Generalmajor Rieland, gefallen; Herbert v. Hötzendorf, Sohn des österreichischen Generalstabchefs Conrad v. Hötzendorf, gefallen; Schriftsteller Dr. Walter Bloem, verwundet.

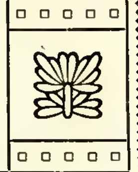
Nach der Schlacht.

Nach einem alten Gemälde.





Ueber die Höhe.



Roman von E. v. Schimmelpfennig.

(Schluß.)

Ein kleines, unscheinbares Schiffchen trug die Ausflügler nach Spandau, dort sollte der größere Dampfer bestiegen werden, der stromab in der Richtung auf Potsdam läuft und in der Wannseebucht anzulegen pflegt.

Meta und Peter hatten einen windgeschützten Platz ausgesucht und sahen hinaus in die ernste, märkische Landschaft, um die der Herbst seine violetten Schleier wob; er war vergnügt und rauchte eine Zigarette nach der anderen, sie blickte still und sinnend nach den Ufern hinüber, die langsam vorüberzogen.

In Spandau lag wirklich der „Kaiser Friedrich". Extrafahrt nach Potsdam und zurück!

„Nehmen wir Rückfahrtskarten, Meta?"

„Nein — nein — nur Wannsee. Nachher hab' ich was anderes."

Im Tegeler Havelbassin war es still gewesen, hier an der Hauptroute herrschte reges Leben. Schon weit nach Pichelswerder hinauf begegneten ihnen Segelboote, Gondeln und „Treträder", und von Schildhorn scholl fröhliche Blechmusik hinüber.

Die Schildhornsäule wurde passiert, Peter erzählte die Jaezko-Sage; oben auf der Höhe, im Ehrenkranz des Waldes, erschien der Kaiser-Wilhelms-Turm, Peter erzählte von der Märznacht im Schneesturm, als sie den alten Herrn aus seinem Hause nach dem Dom trugen.

Im Süden wurde die Pfaueninsel sichtbar, und Meister Kunkel mit seinen Rubingläsern tauchte im Gespräch auf; dann bog der Dampfer in die Bucht ein, und bald betraten Meta und Peter die Ufertreppe.



Die Feldpostsendung an den Vater. Phot. Willinger.

„Nun will ich dir sagen, weshalb ich Wannsee vorschlug, Peter. Ich wollte gern noch einmal hierher, nach dieser Stelle, wo wir uns gefunden haben. Damals war Frühling, jetzt ist Herbst. Wer weiß, ob ich noch mal herkomme."

Ihre Stimme zitterte und Peter sah sie erstaunt an; er begriff nicht, weshalb sie heute so sonderbar war, aufgeregt und doch wieder ruhig. Es überkam ihn wie ein Gefühl des Mitleids, und er legte sich im stillen die Frage vor, ob er nicht wirklich manches Mal der schwächlichen Frau unrecht getan habe. Sie besaß doch auch sehr gute Seiten, und wenn sie nicht zur Dame taugte, so war das, trotz gutem Willen, ihre Anlage. Wer kann über gegebene Naturgrößen hinaus?

Vom Restaurant ging es nach dem Abhang am Walde, wo sie damals gesessen; dann nach dem Tanzsaal hinüber, wo sie den ersten Walzer miteinander getanzt.

Die Wannseebahn führte die beiden Herbstausflügler nach Berlin zurück. — Peter ließ sich führen; Meta bestimmte heute Station für Station des Ausfluges. Zuerst wurde die Karlstraße besucht; oben, wo Tante Frieda gewohnt hatte, blinkte eine Lampe. Das verstellbare Fensterrouleau war noch immer zerrissen.

„Der Wirt läßt nichts machen," sagte Meta. „Wir haben immer von innen eine Decke vorgehängt."

Dann schritten sie langsam an den Schaufenstern der Friedrichstraße vorüber nach dem ehemaligen Bergerothschen Laden; ein Schuhmacher hauste jetzt darin, und im Schaufenster prangte ein farbiges Plakat: „Echt Boxcalf — jeder Stiefel 10 Mark 50."

Endlich waren sie wieder in Tegel.

Als sie in die Feldstraße einbogen, drückte Meta sich fest an Peters Arm. „Es war wie in alten Zeiten, Lieber, so wunderwunderschön! Und ich danke dir von ganzem Herzen.“ —

Mit Vergnügen hatte Peter sonst dem Briefträger entgegengesehen, der ihm Episteln aus dem Elternhause oder Ansichtskarten von Onkel Lerius aus Italien oder Spanien oder eine jener dreißigfach unterschriebenen Menükarten brachte, wie sie bei Liebesmählern abgeschickt zu werden pflegen. Aber die Zeiten waren andere geworden, und mit Mißbehagen hörte der „freie Schriftsteller“ den Tritt des Beamten auf der Treppe. Wußte er doch, daß angenehme Nachrichten nicht zu erwarten waren und daß, was mit der Post einlief, entweder in die Kategorie „Rechnungen“ schlug oder in die Kategorie „Zurückgesandte Manuskripte“.

Keine Woche verging, wo nicht zwei, drei seiner Feuilletons zurückkamen, und fast ebenso häufig meldeten sich Schuster und Schneider und andere Lieferanten.

Hierzu kam noch, daß die Aufführung des neuen Dramas bis in die Zeit nach Weihnachten verschoben worden war, und daß alle Hoffnungen, die sich an einen Erfolg knüpften, in die Ferne gerückt wurden.

Aber über alle diese Kalamitäten wäre Peter — Sanguiniker, wie er war — leidlich hinweggekommen, hätte nicht Metas Befinden eine ungünstige Wendung genommen.

Eines Nachmittags, als Peter nach einer ergebnislosen Rundfahrt durch mehrere Redaktionen wieder in Tegel eintraf, fand er Meta schon zu Bett; sie klagte über Atemmangel und so große Schwäche in den Gliedern, daß ihr die eine Treppe zu schwer wurde.

„Sei nicht böse, Peter; ich hatte wirklich das Bedürfnis zu liegen.“

„Selbstverständlich. Morgen werde ich einen Doktor holen.“

„Ach wo! Es ist mein alter Husten und ein bißchen Erkältung. Influenza, oder wie sie das jetzt nennen.“

Peter ließ sich beruhigen, zumal da Meta am nächsten Tag ganz munter war und etwas Farbe bekam; aber nach einer Woche war der Atemmangel wieder da, und nun hielt es Peter doch für angebracht, den Arzt zu bitten.

Dr. Laland, ein jüngerer Herr, der sich erst kürzlich in dem neubebauten Tegel niedergelassen hatte, nahm eine gründliche Untersuchung vor. Er auskultierte und perkutierte Brust und Rücken, prüfte Auswurf und Körpertemperatur, hörte den Herzschlag und blickte mittels Kehlkopfspiegels in die Luftwege.

„Bißchen Erkältung, gnädige Frau! Etwas Bronchialkatarrh und Blutmangel. Für den ersteren werde ich Ihnen etwas aufschreiben, und den letzteren bekämpfen wir durch geeignete Ernährung: Milch, Eier, Fleischsuppen, ein Glas Bier hin und wieder.“

„Sie hustet viel, Herr Doktor, das beunruhigt mich.“

„Das habe ich aber doch von jeher getan, Peter.“

„Husten braucht nicht immer gefährlich zu sein, Herr von Hollern. Mich interessiert auch viel mehr die Temperatur. Ich lasse Ihnen mein Fieberthermometer hier. Wissen Sie damit umzugehen? Eine Viertelstunde in der Achselhöhle. Vielleicht messen Sie heute abend, morgen im Laufe des Tages dreimal und übermorgen früh. Wenn Sie Ihr Weg an meinem Hause vorbeiführt, bringen Sie mir den Apparat wieder und sagen die Ergebnisse. Meine Sprechstunden sind 8 bis 10 und 4 bis 5.“ —

„Da siehst du, Peter, daß ich recht hatte,“ sagte Meta, als der Arzt gegangen war, „ein bißchen Erkältung und sonst nichts. Schade um die drei Mark, denn so viel wird es doch kosten.“

„Sicher ist sicher, Puppe. Wenn wir sonst auch knapp leben, für die Gesundheit muß immer etwas da sein!“ —

Einige Tage darauf besuchte Peter den Arzt und überreichte ihm Thermometer und Aufzeichnungen. Dr. Laland warf einen flüchtigen Blick auf das Blatt und bat seinen Gast, Platz zu nehmen.

„Wie lange sind Sie verheiratet, Herr von Hollern?“

„Etwa anderthalb Jahre.“

„Ihre Frau Gemahlin war immer schon so schwächlich?“

„Ich habe sie nie anders gekannt; aber neuerdings, seit Anfang Oktober möchte ich glauben, ist sie doch matter als früher.“

„Ja! — Ist Ihnen vielleicht die Todesursache Ihrer Frau Schwiegermutter bekannt?“

„Sie starb lange bevor ich meine Frau kennen lernte; aber meine Frau sagte ja: ein Brustleiden. Vermutlich Tuberkulose.“

„Das möchte ich auch annehmen. Dieses Leiden ist erblich, lieber Herr von Hollern.“

„Glauben Sie, daß Meta — daß meine Frau —?“

Der Arzt ging einigemal durch das Zimmer, sah nachdenklich zum Fenster hinaus und trat endlich vor Peter hin, der sich erhoben hatte.

„Lieber Herr von Hollern — Sie müssen es ja doch erfahren. Ja — es sind die Lungen!“

„Mein Gott! Und ist Gefahr?“

„Ich habe Ihre Frau Gemahlin genau untersucht und alle Anzeichen der Tuberkulose gefunden, der trockene Husten, die hektische Färbung, Nachtschweiße und was dergleichen mehr ist. Zur Kon-



Die Uebergabe der Festung Longwy an den deutschen Kronprinzen am 26. August. Zeichnung von K. Winter.
Longwy war die erste französische Festung, die in diesem Kriege von den deutschen Truppen nach heftiger Gegenwehr erobert wurde. Die Verhandlungen vor der Übergabe dauerten zwei Stunden, wonach das Übergabeprotokoll in deutscher und französischer Sprache ausgefertigt wurde. Als der gefangene Kommandant dem deutschen Kronprinzen seinen Degen übergab, reichte ihn der Kronprinz dem Kommandanten als Anerkennung der heldenmütigen Verteidigung zurück. Nach der Übergabe wurde jedoch festgestellt, daß zur Verteidigung von Longwy Dum-Dum-Geschosse verwendet wurden, und daß sich in der Feste sogar eine Anlage zur Anfertigung solcher völkerrechtswidriger Geschosse befand. Hierauf erteilte der deutsche Kronprinz den Befehl, dem Kommandanten den Degen wieder abzunehmen.

trolle habe ich auch das Sputum mitgenommen; der charakteristische Bazillus ist leider da. Natürlich kommt das alles nicht von gestern und heute. Es ist ein altes Leiden, vermutlich schon ererbt."

„Was läßt sich nun dagegen tun? Ich bitte Sie, liebster Doktor —"

„Leider so gut wie nichts. Reichliche Pflege, Schonung, Vorsicht gegen Erkältung — das ist alles."

„Und ein Domizilwechsel? Wenn wir den Süden aufsuchten? Ich bin zwar unbemittelt, aber meine Familie, an die ich mich wenden würde — Davos oder Mentone — wenn wir im Februar hinuntergingen —"

Der Arzt sah seinen Klienten, der in fieberhafter Erregung sprach, mit herzlichem Mitgefühl an und drückte ihm die Hand.

„Seien Sie ein Mann, lieber Herr von Hollern! Im Februar — im Februar wird ihr wohl sein.“

20.

Drei Wochen später, zwei Tage vor dem Fest, empfand Meta das Bedürfnis, im Bett zu bleiben. Bis dahin war sie noch im Zimmer umhergegangen, ziemlich matt, aber doch ein wenig in der Wirtschaft zugreifend, welche seit einiger Zeit von einer Aufwärterin aus der Nachbarschaft besorgt wurde.

„Schlimm, daß ich gerade jetzt liegen muß. Nun mußt du den Baum allein putzen, Peter.“

„Gewiß, Meta, und ich stelle ihn hier gerade gegenüber von deinem Bett, damit du alles sehen kannst.“

„Die schönen Silberketten, die du besorgt hast! Und die beiden Vögel mit dem grünen Stutz auf dem Kopf. Wo kommen die hin?“

„Ich denke ganz oben, Meta. Vögel sitzen doch immer oben in der Krone und singen.“

„Ach — wenn erst die wirklichen wieder da sind. Ich habe diesmal solche Sehnsucht nach dem Frühling.“ —

Am Vormittag des Weihnachtstages ging Peter, um einige kleine Einkäufe in der Nachbarschaft zu machen; es war das letzte Zwanzigmarkstück, das angegriffen werden mußte. Als er zurückkam, stand eine Droschke vor der Tür.

„Sollte der Doktor —? Aber der kommt dies Stückchen Weges zu Fuß! — Vielleicht jemand zum Hauswirt.“

Er stieg die Treppe hinauf und hörte schon von außen die liebe, bekannte Stimme. Es war Stella, einfach, schlicht und gut, als sei Meta eine alte Freundin. Sie brachte ein großes Paket, darin alles mögliche, was ein Menschenherz zur Weihnachtszeit erfreut, und ganz unten ein Kuvert von Onkel Lerius: fünfhundert Mark in Papier und ein Zettel, darauf dick mit Blaustift:

„Aequam memento rebus in arduis
Servare mentem!“

„Immer derselbe, der alte Getreue,“ sagte Peter. „Und die Eltern?“

„Lassen dich auch grüßen, und Papa wird sehen, ob er dir irgend etwas besorgen kann. Wenn deine Frau erst wieder hergestellt ist, dann wird sich schon alles finden.“

„Ihr Guten! Gewiß, gewiß!“ —

Nach einigen Stunden herzlicher Unterhaltung ging Stella wieder.

„Nun sehe ich doch, wie anders ihr seid,“ sagte Meta, indem sie sich an Peter lehnte, der neben ihr auf dem Bett saß. „Ganz anders, und ich gehöre eigentlich nicht zu euch. Warum hast du mich nur genommen?“

„Weil ich dich lieb hatte, Meta.“

„Und du hast mich noch lieb?“

„Immer — immer, meine Puppe!“

„Ich dich auch.“

Sie schlang den Arm um seinen Hals.

„Ich habe mich vor diesem Weihnachten gefürchtet, Peter! Weil wir doch so arm sind! Und nun wird alles gut. So viele herrliche Sachen haben sie uns geschickt. Aber, daß du mit den Deinen wieder gut bist, das ist doch das Beste!“

Ganz friedevoll, mit einem Lächeln auf den Lippen, war sie eingeschlafen.

An einem kalten Januarnachmittag — die Sonne ging in fahlem Gelb über dem See unter — wurde Meta auf dem kleinen Waldkirchhof begraben.

Es war nur ein kleines Begräbnis: außer dem Prediger und Peter, Stella, Frau Kopsch aus Neuendorf —Tante Frieda lag am Rheumatismus fest — und einige Nachbarn aus der Feldstraße. Der Pastor, ein ganz alter Herr, der schon manche Generation zur Erde bestattet hatte, sprach einige schlichte Worte, Gebet und Segen, jeder warf seine Handvoll Erde hinunter und dann war es vorüber.

Peter und Stella gingen langsam nach dem See hinunter. Vom Kirchturm tönten noch die Glocken herüber. Sie wollte ihn unterfassen, aber er litt es nicht.

„Bitte nicht, Stella! Sie hat es immer getan, und da gehört jetzt keine andere mehr hin; selbst du nicht, liebe Schwester!“ —

Da Peter vorerst sich durchaus nicht von der Wohnung trennen wollte, und da er doch jemand haben mußte, der für ihn sorgte, so war Stella nach Rücksprache mit den Eltern und Onkel Lerius zu ihrem Bruder nach Tegel übergesiedelt.

Peter empfand die Fürsorge seiner Schwester mit dankbarem Herzen; aber andererseits gab es doch Momente, wo er gewünscht hätte, sie wäre nicht da. Vor Meta hatte er in Geldfragen kein Hehl gemacht — abgesehen von der letzten Zeit —, vor Stella jedoch schämte er sich seiner jämmerlichen Einkünfte. Die Hundertmarkscheine des Onkels reichten nicht allzu weit.

Seine einzige Hoffnung beruhte nur noch auf dem neuen Drama, das endgültig in der zweiten Februarhälfte zur Aufführung gelangen sollte. Aber würde es etwas werden? War es eine Arbeit von Bedeutung? Ja — besaß er überhaupt Talent?

Es gab Augenblicke, da sagte er sich: „Dieser Roman hier, von einem berühmten Autor! Beim



Zum Tode verurteilt. Nach einem Gemälde.

besten Willen — ich kann nichts daran finden! Wieviel feiner ist meine Charakterzeichnung, wieviel tiefer dringe ich in die Psychologie ein!"

Aber diese Stunden waren doch nur selten. Zumeist sah Peter seine Arbeiten mit den Augen des Pessimisten an: „Es ist nichts, kann nichts werden! Meine Erfindungsgabe ist zu schwach, meine Sprache zu ungelenk. Wäre ich doch mein Lebtag nie vom Kasernenhof heruntergekommen! Das war meine Welt und darin konnte ich glücklich werden."

Ob Stella diese Gedankengänge ahnte? Peter sprach niemals mit ihr über dergleichen Dinge. Aber eines Tages, als sie aus Berlin zurückkam, legte sie unter anderen Gegenständen die Rangliste auf den Tisch.

„Was soll ich damit?"

„Onkel Lerius — der dich grüßen läßt — meinte, es würde dich interessieren zu sehen, was aus deinen alten Kameraden geworden ist. Das nächste Mal, wenn ich ihn besuche, nehm' ich sie wieder mit."

Immer wieder in den nächsten Tagen nahm Peter das Buch in die Hand, von dem der alte Kaiser Wilhelm scherzend zu sagen pflegte, es sei nie richtig. Und als Stella wieder einmal nach der Stadt fuhr und die Rangliste mitnehmen wollte, wurde Peter fast unwillig. „Das eilt doch nicht so, Sternchen! Der Onkel wird wohl auch ohne Rangliste einige Zeit existieren können." —

Es war am Tage der Aufführung eines neuen Dramas, Peter ging in Gedanken die Friedrichstraße entlang, als ein kleiner, dicker Herr, der eine Dame am Arm führte, mit höflichem Gruß auf ihn zutrat.

„Guten Tag, Herr Baron."

Peter sah mit einiger Befremdung den andern an und erkannte erst nach einigen Augenblicken den ehemaligen Inhaber des Literaten-Cafés.

„Herr Pretzel — wahrhaftig, Sie sind es!"

„Herr von Hollern — meine liebe Frau."

„Sehr angenehm! Und wie geht es Ihnen? Was macht Gott Gambrinus und die Musenschar?"

„An den Nagel gehängt, lieber Herr, an den Nagel — alles beides."

„Ich hatte schon neun Semester Medizin studiert und war mit Glanz durchs Examen gerasselt, als mir die hirnverbrannte Idee kam, ich sei ein schriftstellerisches Talent und ein kommerzielles Genie. Da eröffnete ich die Literatenkneipe und machte Gedichte im neuesten Stil. Einige Zeit rentierte sich beides, aber dann kam der Gigantensturz: mehrere

Tausend Schulden und keine Einnahmen. Da erschien nun, beinahe so wie im Altertum die Göttin Artemis in einer Wolke, so mein vielgeliebtes Eheweib, damals Cousine Sophiechen, eine dea ex machina, und warf mir den rettenden Schleier zu. Aber nun hören Sie und staunen Sie! Nicht umsonst sollte ich den schnöden Mammon erhalten. Ich mußte heilig und teuer geloben, erstens das Biersaufen zu lassen und zweitens noch einmal ins Examen zu steigen. Ersteres ist gründlich vorbeigeglückt, ich hebe noch immer meine sechs bis acht halbe Liter. Letzteres aber habe ich vor vierzehn Tagen bestanden."

„Wahrhaftig? Meine herzlichsten Glückwünsche."

„Besten Dank — es war auch eine Hundearbeit — achtzehn Monate lang. Aber nun ist es geschafft, und wenn ich noch ein Jahr als Assistent an der Charité hinter mir habe, dann lasse ich mich irgendwo in einer kleinen Stadt als Medikus nieder. Ihr allein habe ich zu danken, daß sie mich aus dieser schiefen Situation herausriß."

So schwatzte der neugebackene Dr. med. einige Zeit, und dann empfahl er sich mit kräftigem Händedruck.

Dieses Gespräch fand in der Mittagszeit statt. Sechs Stunden später fiel der Vorhang über Peters Drama. Eisiges Schweigen, nicht einmal der schüchterne Versuch einer Anerkennung, überall gleichgültige Gesichter und Achselzucken.

Professor Hopfgarten, der neben Peter im Hintergrunde einer Loge gesessen, drückte seinem jungen Freunde die Hand.

„Sie nehmen es ruhig hin, lieber Herr von Hollern. Das ist das Richtige. Auch der große König hatte sein Kollin und Kunersdorf. Nur keinen Ärger — geschehene Dinge!"

„Nein, lieber Herr Professor, ich ärgere mich nicht. Über das Ärgern bin ich hinaus, ebensoweit, wie über manche Illusion. Und davon hatte ich einen ganzen Sack voll."

„Wer hat das nicht?"

„Wohl ein jeder. Es ist wie der Ballast im Luftballon: ein Sandsack nach dem andern wird über Bord geworfen. Aber das muß so sein; immer höher geht die Fahrt, und endlich sind wir oben in den höchsten Sphären bescheidener Selbsterkenntnis." —

21.

Die Bauernjungen schrien laut auf und stürmten die staubige Chaussee entlang. Neugierig traten die Besitzer und Knechte vor die Tür, und selbst der Schulze lehnte sich über den gelbgestrichenen Lattenzaun des Vorgartens: Bum, bum, bum, bum, bum!

„Sie kommen, sie kommen!"

Immer näher die Staubwolke, immer dröhnender die Pauke, und jetzt ganz deutlich die Hörner, Flöten und Posaunen:

„Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben —
Die Fahne schwebt mir schwarz und weiß voran."

Die Füsiliere sind es aus Neustadt a. d. Dosse, die in das Manöverquartier Marzahne einrücken. Hinter der Musik auf einem Braunen der Hauptmann im langen, blonden Vollbart, dann mit fröhlichen Gesichtern die strammen, blauen Jungen, trotz der 35 Kilometer in der Augustsonne im klappenden Gleichtritt, hoffnungsvoll ausschauend nach den schmucken Vorgärten und den blonden Bauernmädels hinter der Hecke.

„Halt! — Das Gewehr ab! — Rührt euch!"

Den letzten Zug führte ein älterer Oberleutnant; mit stiller Rührung begrüßte er die Dorfstraße, und wie ein Lächeln fliegt es über sein Gesicht, als der Quartiermacher vorliest:

„Hauptmann Werner und Oberleutnant von Hollern — beim Pfarrer. Leutnant Graf Bevernfelde — beim Schulzen. Leutnant Hoppe — beim Kantor."

„Alles wie dazumal — und wieviel liegt doch dazwischen!" —

Am Nachmittag ist im Pfarrgarten Kaffee. Pastor Niewand begrüßt seine Gäste, eine alte Verwandte präsentiert den Kuchen.

„Und Ihre Enkelin, Herr Pfarrer?"

„Ist jetzt Frau Pfarrer Kludius in Eberswalde. Ja — ja, mein lieber Herr von Hollern, die Zeit vergeht. Wie lange ist das her, als Sie hier waren?"

„Vier Jahre, Herr Pastor — vier Jahre."

„Dichten Sie noch tapfer?"

„Gott bewahre — aber ich interessiere mich noch immer für Poesie aller Art. Und da wir davon sprechen: Gestatten Sie wohl, Herr Pfarrer, daß ich einmal auf Ihren alten Kirchhof gehe? Da war ein Vers auf einem Grabe, der verfolgt mich schon lange, und ich möchte ihn gern noch einmal lesen."

„Soll ich Sie führen?"

„Nein, nein, ich weiß noch Bescheid — hinten durch die Gartenpforte."

Peter ging und fand bald die efeuumsponnene Platte — wie damals verwelktes Laub darauf und darunter die Worte:

„Wer hat euch, Wandervögel,
Die Wissenschaft geschenkt,
Daß ihr auf Land und Meeren
Nie falsch den Flügel lenkt?
Daß ihr die alte Palme
Im Süden wieder wählt,
Daß ihr die alten Linden
Im Norden nicht verfehlt?!"

Ende.



Nehmt euch in acht!

Der Sturm im Land! Der Krieg ist da!
Von allen Seiten starrt er her.
Und wirklich ist und schaurig nah,
Was sonst nur halbvergeßne Mär.

Wir wußten nichts von Streit und Schlacht,
Wir fuhren unsre Ernten ein.
Da kam's wie Wetter über Nacht.
Ihr aber, die den Brand entfacht,
Ihr habt ein Volk um Ruh' gebracht,
Das soll euch unvergessen sein!
Nehmt euch in acht!

Lüning.

Eine Fahrt nach dem belgischen Kriegsschauplatz.

Von Wilhelm Pieper, Düsseldorf.

(Mit sechs Illustrationen von F. A. Herkendell.)

Krieg! Furchtbare Geißel! Ein grauser brodelnder Quell aus den schmerzzerrissenen Herzen der Menschheit, ein Quell siedenden Blutes und heißer Tränen. Und die flackernde Lohe niederbrennenden Kultursegens zuckt im Purpurscheine über das Weltenfirmament hinweg, und von des Lebens lärmenden und leuchtenden Höhen steigt hernieder die Blüte von Nationen, Tausende und aber Tausende jauchzend und klagend, in ein dämmertiefes, stilles Tal.

Hinter uns blieb Düsseldorf, das Städtejuwel des Niederrheins. Fruchtstrotzende Felder, lieblich lauschige Dörfchen, um grün umschirmte Kirchlein geschart, fliegen windschnell vorüber. Weitästige Rüstern, stämmige Eichen und dunkelbelaubte Ahorn säumen breitkronig die blanke Chaussee, und eilend führt uns der Wagen durch Jülich mit dem herrlichen zweitürmigen Stadttor und seinem urdeutschen Marktplatz. Dann kam Aachen, die Kaiserstadt und westliche Grenzwacht, und die Abendschatten senkten sich nieder. Wir wollten nach Belgien, in Feindesland hinein. Es schien kaum ratsam, in vorgerückter Stunde zu fahren. Kurz berieten wir und fuhren dennoch. Der Aachener Wald nimmt uns in seinen grünen Schutz. Verstärkte Militärposten prüfen unsere Pässe, grüßend fliegen wohl ein Dutzend Hände an die Helme und Mützen, und wir jagen davon. Noch wehen vereinzelte deutsche Flaggen, schauen wir fröhliche Menschen, dann wird es so seltsam still. Vor den Türen hocken und stehen Menschen in Feiertagskleidung. Die Räder des werktätigen Alltags stehen still. Ihnen folgt Sonntag auf Sonntag, aber nicht der Segen des Sonntags wird ihnen, kein Sonntagsfriede. Bitter und schmerzdurchfurcht sind ihre Züge, und scheu und demütig grüßen sie, wie geschlagene Hunde, die winselnd und wedelnd sich am Boden ducken. Wir sind in Feindesland. Breite und tiefe Löcher, die quer durch die Straßen gewühlt, hat man notdürftig zugeschüttet, und gefällte Baumriesen, die quer über die Wege gelegt wurden, samt umgestürzten Wagen, Sandmassen und Stacheldrähten zur Seite geräumt. Immer bedrückender wird die Stille. Fern kommt ein Städtchen in Sicht. Es ist Battice, oder richtiger, es war Battice. Kein Menschenkind weit und breit. Die Stadt ist verlassen. Teils flohen ihre Bewohner, teils wurden sie erschlagen. Völlig ausgebrannt sind sämtliche Häuser. Nur noch die Umfassungsmauern stehen hier und da, und aus den schwarzen Fensterhöhlen starrt der Fluch des Meuchelmordes. Im feigen Überfall wurden hier durchziehende und im Quartier liegende deutsche Soldaten erwürgt. Battice hätte seinen benachbarten Städten und Dörfern ein warnendes Beispiel sein müssen. Es hätte — gewiß! Dafür spricht der gesunde Menschenverstand. Dagegen sprach indes die bodenlose Verhetzung, die zumal die unter französischem Einflusse stehende Presse seit Jahr und Tag so sorgsam großzüchtete. Mord wurde zur Bürgertugend, und manche Stadt und manches Dorf in der weiten Runde teilte das gleiche Schicksal. Furchtbare Früchte hat die Saat getragen. Ausgebrannt und ineinandergeschossen sind Häuser und Kirchen. Das Vieh auf den grünen Weiden ging ein. Aufgedunsen liegen Kühe-, Schweine- und Pferdekadaver durcheinander, und mit dem schwelenden Brandgeruch mischt sich der widerliche Gestank der Verwesung. Schauerlich sind die Einzelheiten der Vergeltung unserer Truppen. Hunderte von Zivilisten mußten in manchen Ortschaften den Meuchelmord mit dem eigenen Leben büßen. Entsetzlich wütet der Bürgerkrieg in diesem einst so blühenden Lande, und noch ist kein Ende abzusehen.

In den Straßen der toten Städte halten deutsche Soldatenpatrouillen Wacht. Die schweren Stiefel klappern auf dem blutgetränkten Pflaster und wecken ein grauses Echo zwischen den Ruinen. Der Krieg kennt kein Mitleid, und dennoch können die braven Kerle nicht aus ihrer guten Haut. „Das Herz krampft sich zusammen beim Anblick der zurückkehrenden Flüchtlinge, die statt ihrer blühenden Heimat rauchende Schutthaufen wiederfinden", so erzählen sie. Wir passieren ein zerschossenes Fort, dicht an der zerwühlten Straße stand ein Kirchlein. Kartätschen donnerten in den Gottesfrieden, rissen die Wände auseinander, und nur noch die Pforte blieb mit einer Marienstatue über dem Portal. So traurig schaut die einsame Pforte aus, die niemals wieder müden Erdenpilgern Einlaß gewähren wird. Granaten haben klaffende Löcher in den Boden gesprengt. Kreuz und quer sind



Nachtpatrouille in dem eroberten Lüttich.



In einem belgischen Franktireurdorf.

Stacheldrahtverhaue gespannt, und den einst sanft gerundeten Hügel, dessen Senkung das Fort beherbergte, haben Sprengstücke gleich einem felsigen Gebirgskamm gezackt. Unsere Leute machten es sich inzwischen in dem Fort nach Möglichkeit bequem. Die Belagerungsgeschütze der deutschen Artillerie wirkten schrecklich. Meterdicke Betonstücke, verbogene Geschützreste, Monturen liegen wild durcheinander, und große dunkelbraune Flecken reden eindringlich vom tränenschweren Leid des Krieges.

In langsamer Fahrt rollt der Wagen eine lange, allmählig sich senkende Straße hinab. Die Dunkelheit ist völlig. Lüttich nimmt uns auf. Merkwürdige Stadt! Das Zauberwort eines Mächtigen tat sie in Bann. Kaum zeigt die Uhr die neunte Abendstunde, und das lärmende, rauschende Lüttich, das wildpochende Herz des industriereichen Maastales, schläft bereits. Erloschen sind die riesengroßen Transparente, dunkel und tot die beweglichen Lichtreklamen, die sonst allabendlich bis tief in die Nacht hinein an Häuserfronten hinauf, über schwindelnd hohe Dachfirsten hinweg kletterten. Auch die kopfreiche Gilde lungenkräftiger Zeitungsverkäuser ist verstummt. Kein Straßenhändler preist seinen Kram an, kein Fuhrwerk rattert auf dem Pflaster, keine Elektrische knirscht in den Schienenkrümmungen, und die Laternenmaste und Kandelaber stehen da kalt und düster, drohende anklagende Zeugen einer Stadt, der Licht und Leben genommen ward. Und das Schweigen irrt durch die Stadt. In Nischen und Gassen seufzt der Wind, und wo sich Kopf an Kopf geschäftige Menschen drängten, wo sich erholungssuchend das Lütticher Volk zusammenfand, da gähnt grause Leere. Die Stadt ist tot, und doch stimmt das nicht ganz. Merkwürdige Stadt! Lichter sind da, Lichter flimmern auf, Hunderte, Tausende, hinter jedem Fenster, hinter jeder Spiegelscheibe, überall wo Menschen wohnen, Kerzen, Petroleumlämpchen, Glühbirnen, Gasflammen, Tausende und aber Tausende in spaßiger Vielseitigkeit, in sinnverwirrender Masse. Pickelhaubige Gestalten schälen sich aus dem Dunkel und halten die Bajonette vor, die im weißen Autogaslicht blendend blinken. „Halt!" Unsere Pässe werden visitiert. Kurzes Frage- und Antwortspiel: „Warum die Stille, weshalb die Leere?" — „Man hat auf uns geschossen, kein Einwohner darf mehr nach sieben Uhr auf die Straße. Jedes Fenster muß erleuchtet sein. Mordanschlägen soll dadurch der Schutz der Dunkelheit entzogen werden." Diese Maßnahme, so hart sie von der Einwohnerschaft einer modernen Großstadt empfunden werden mag, erscheint auch uns durchaus angebracht, und wir danken und verschwinden. Auf einem freien Platz, von hohen Mietskasernen eingefaßt, flammt ein Holzstoß zum Nachthimmel auf, ein buchstäbliches Wachtfeuer. Aus dämmernden Tornischen dräuen Kanonenschlünde. Unsere gutmütigen Jungens sind vorsichtig geworden. Wir erkundigen uns nach dem Wege zur Kommandantur. Die große steinerne Maasbrücke haben die belgischen Strategen gesprengt. Unsere Pioniere bauten je links und rechts eine Notbrücke, die über beschlagnahmte Kähne gelegt wurden. Im Stadttheater haben sich Infanteristen häuslich eingerichtet. Ob die Muse ihr Haupt verhüllte, konnte ich in der kurzen Zeit meiner Anwesenheit nicht konstatieren. Immerhin schlafen unsere Grauen in den Logen wie in Himmelbetten. Die luxuriösen Hotels rundum sind erleuchtet. Auch sie wurden zu Quartieren für unser Militär hergerichtet. Eine Anzahl wohlbeleibter Reservekavalleristen hütet mehr wohlwollend als streng hochtürige Eingänge. Nach ihrem eigenen Eingeständnis ist das Kriegführen in diesen großen Hotels eine sehr anstrengende Sache, die man aber, um das Vaterland zu retten, gern ein Jahr, und wenn es sein müßte, noch etwas länger auf sich nehmen würde. In unmittelbarer Nähe des Stadttheaters finden wir den



Straßenbild zwischen Lüttich und Namur.

Justizpalast, der ursprünglich, nach einer steingemeißelten Mitra im vorderen Rundgiebel zu urteilen, wohl die Lütticher Bischöfe beherbergt haben mag. In dieses Gebäude hat die vielgenannte Lütticher deutsche Kommandantur ihre säbel- und sporenklirrende Existenz verlegt, und niemand wird behaupten wollen, daß sie dabei einen schlechten Geschmack entwickelt hätte. Die grauen Massen des Renaissancebaues nehmen die gesamte Nordseite des Platzes St. Lambert ein. Der ausgedehnte Innenhof wurde zu einer Garage umgewandelt, die mit Automobilen großen und kleinen Kalibers angefüllt ist, und unter den Kolonnaden schlummern fein säuberlich auf Stroh gebettet die Pferdchen der in der Kommandantur diensttuenden Offiziere. Dieses Beispiel wirkt ermunternd oder einschläfernd, wie man will, und wir begeben uns auf die Suche nach einem Unterkommen. Im belgischen Lüttich wäre das eine Kleinigkeit gewesen, im deutschen Lüttich macht das allerlei Schwierigkeiten. (Da taucht aus der Finsternis ein Sanitätsoffizier neben uns auf. „Ach, meine Herren, hätten Sie vielleicht die Liebenswürdigkeit und brächten einen Schwerkranken zur nächsten Lazarettstation!“ — „Aber gewiß.“ Unser Führer dreht bei, und wir nehmen die traurige Ladung vorsichtig auf. Es ist ein bärtiger bayrischer Landsturmmann. Armer Kerl! Unverständlich scheint mir nur, daß eine Verwundung des Schwerkranken, der kurz vorher mit seiner Kolonne eingezogen war, nicht festgestellt werden kann. Der Lazarettleiter prüft den Fall, und die vermeintlich schwere Blessur entpuppt sich als totale Erschöpfung. Da die Lazarettstation schwerere Fälle zur Behandlung erhält, nehmen wir den Landstürmer, der sich die Übermüdung jedenfalls bei einer Patrouille zugezogen hat, wieder zu uns und liefern ihn an hilfsbereite Hände ab, die uns denn auch die Zusicherung geben, seine Genesung unter Zuhilfenahme einiger kalter Abreibungen und Einflößung von Kognak möglichst zu beschleunigen.)

Ein liebenswürdiger Offizier verschafft uns ein annehmbares Nachtquartier in einem kleinen Hotel direkt gegenüber dem Bahnhof. Die Betten sind sauber, aber an Schlaf ist nicht zu denken. Die ganze Nacht hindurch kommen und gehen Truppentransporte, Kommandos ertönen, und stets hat man die Empfindung, als ruhe man auf einem Pulverfaß. Gegen Morgen wird ein großer Transport Sanitätspersonal verladen, Soldaten, barmherzige Brüder und Schwestern, Diakonissen und Zivilkrankenpfleger.



Der Schauplatz eines Franktireurüberfalls.

Lüttich ist ein gewaltiges Heerlager. In dröhnendem Gleichschritt ziehen Regimenter auf Regimenter durch die menschengefüllten Straßen. Aus kräftigen Soldatenkehlen klingen die melodiereichen Gesänge unserer Nation in den regennassen Morgen hinaus. Schwere und leichte Kavallerie folgt, die Rosse tänzeln, und die Tausenden werden zu Zehntausenden, und unerschöpflich scheint das Meer der

Grauen. In der Einförmigkeit der Farben tritt ein Wechsel ein. Der bayrische Landsturm zieht auf. Die Uniformen sind blau, und auf der Schirmmütze steht groß das eiserne Kreuz. Hünenhafte Gestalten sind unter ihnen, graubärtige breitschulterige Kerle, und die Scheiben klirren beim Marschrhythmus dieser Riesen. Und aus allen Straßen, von allen Plätzen tönt Siegessang, klingen die herrlichen deutschen Lieder, Lieder, die man im verflachenden Zeitalter der seichten Operettenmelodien längst vergessen wähnte, und aus all den gebräunten Gesichtern, aus all den blitzenden Augen strahlt Siegeszuversicht. Und da wird auch dem schlimmsten Zweifler offenbar: diese Armee kann nicht untergehen. Nicht nur der Wille zum Sieg lebt in ihr, sie besitzt auch die unbeugsame stählerne Kraft, diesen Willen in die eiserne Tat umzumünzen.

Es ist viel geredet und noch mehr geschrieben worden von der Zerstörung Lüttichs. Diese ist verhältnismäßig geringfügig. Die prächtige massive Maasbrücke haben die Belgier demoliert. Aus strategischen Gründen läßt sich jene Maßnahme nicht rechtfertigen, die sich übrigens auf das gesamte belgische Maastal erstreckt; denn kaum eine Brücke blieb heil. Fast scheint es, daß die glorreiche belgische Armee mangels Chancen zu bedeutenderen Heldentaten wenigstens durch gründliche Brückenverschandelungen ihre Existenz kundtun zu müssen glaubte. Der durch die starke Detonation verursachte Luftdruck zersplitterte in weitem Umkreis die sämtlichen Scheiben. Stellenweise haben die Granaten, die in die Stadt geschleudert wurden, klaffende Wunden in das Mauerwerk der Häuser gerissen. Andere Häusergruppen wiederum sind völlig ausgebrannt. Schlimm ist der Stadt ein Warnungs- und Vergeltungsexempel der deutschen Truppen in der Nachbarschaft der Universität bekommen. Zu nachtschlafender Zeit wurde hier vorüberziehendes deutsches Militär beschossen und eine Anzahl Mannschaften getötet. Der Häuserblock gegenüber der Universität und eine Anzahl benachbarter Einzelhäuser, aus denen heraus die verhängnisvolle Schießerei erfolgte, sind heute nur mehr noch rauchende Trümmerhaufen.

Namur! Das Unüberwindliche! Wenigstens suggerierten französische und englische Zeitungen jenes vermeintliche Faktum ihrer naiven Leserschaft wochenlang bis zur Bestimmtheit eines Glaubensbekenntnisses. Auch Namur liegt bezwungen am Boden. Wir sind auf dem Wege dorthin.



Vor der deutschen Kommandantur in Lüttich.

Wieder sausen wir durchs Maastal. Links und rechts Städte und Dörfer, angefüllt mit feiernden Menschen, gewaltige industrielle Unternehmen, Hüttenbetriebe, groteske Felspartien, Burgen, Wiesen und Wälder. Eines vor allen Dingen prägt sich dem Auge ein: die Geschmacklosigkeit in der Architektur, der Wirrwarr auf


Der Marktplatz in Namur nach der Beschießung.

baulichem Gebiet, der Mangel an Schönheitssinn der heutigen belgischen Bevölkerung. Der große und bestimmte Zug, zu dem sich unsere Architektur durchgerungen hat, vor allen Dingen eine gewisse nationale Note fehlt absolut. Jeder kleistert, leimt, fuscht nach seinem Gusto, auch irgendein Schutz schöner bemerkenswerter Landschaftsbilder existiert hier nicht. Dennoch, als welch hervorragende Stätte landschaftlicher Schönheiten hätte sich trotz aller Industrie das Maastal erhalten lassen. In Huy kreuzen wir den Strom. Den gesprengten Brückenteil haben unsere Pioniere notdürftig ergänzt. Augenscheinlich war der Eingang der Brücke zur Verteidigung hergerichtet, ebenfalls die Fenster der umliegenden Häuser. Sie sind vollgestopft mit Sandsäcken. Vor uns wächst die graue Masse der gottlob unbeschädigten gotischen Katedrale hinter den Häusern auf, und dahinter baut sich trutzig himmelhoch das weißliche Gemäuer der riesigen Zitadelle. Dann kommt Andenne. Das Fabrikstädtchen trägt allenthalben die Spuren eines erbitterten Franktireurkampfes. Viele unserer braven Soldaten mußten auf diesem holprigen Pflaster ihr Leben lassen. Die Häuser sind eingeäschert und Hunderte von Zivilisten erschossen. Ein durchdringender Chlorkalkgeruch liegt in der Luft, und weiß bestreut sind die Straßen, die rot waren vom Blute der Erschlagenen. Hinter Andenne hatten belgische Heeresteile eine befestigte Stellung bezogen. Das übliche Bild: gefällte große Chausseebäume, Stacheldrahtverhaue, Sandsäcke- und Erdhaufenbarrieren, dazwischen Schießscharten für die Maschinengewehre. Der Kampf muß heftig gewesen sein. In Massen liegen Gewehre, Monturen, Tornister und Fuhrwerke herum. Auf der anderen Maasseite ebenfalls Verwüstung und Zerstörung. Auch hier hat offensichtlich die belgische Artillerie die heranziehenden deutschen Truppen mit Schrapnells begrüßt. Die ausgedehnten Baulichkeiten, ein Schloß sowie die angrenzenden Hofgebäude sind durch unsere Artillerie total in Trümmer geschossen. Wieder ändert sich das Bild. Volkreiche Heerzüge kommen uns entgegen. Sie jubeln und singen, und mit Laubgewinden bekränzten sie ihre Helme und schmückten ihre Gewehrläufe mit buntfarbigen Astern und Georginen. Der erste Schlag ist getan, und sie ziehen gen Rußland.

In Mittagssonnenglanz liegt da die Feste Namur. Das graue Meer sollte sich brechen an ihren steilen Felsen, aber die gewaltigen Wogen fegten darüber hinweg. Daß die Maasbrücken gesprengt sind, nimmt nicht weiter wunder. Aus allen Fenstern flattern weiße Tücher. Die Friedfertigkeit der Namurer ist rührend. Die Kanonade hat manches zerstört. Noch mehr jedoch der Fanatismus vieler Einwohner. Auch hier hat man aus dem Hinterhalt unsere Truppen mit tödlichem Blei traktiert. Der historisch wertvolle Markt und das große Rathaus sind in rauchende Schutthaufen umgewandelt. Armes dummes Volk. Ein Teil der Vorderfront des Rathauses steht noch aufrecht da. Lüttich hielt noch stand, und der König der Belgier bereitete seinen Einzug in Namur vor. Jetzt noch ziehen farbige Glühbirnen entlang den Konturen der Fassaden, ist diese mit Wappen und Fähnchen in belgischen Farben geschmückt. Der König kam nicht, und just wie eine gemordete Braut schaut Namur aus. Schnell fühlten sich unsere Soldaten hier heimisch: auf der Promenade sieht man sie, in den Haustüren stehen sie und vor den Fenstern, und sie poussieren die dunkelhaarigen niedlichen Namurer Mägdelein, die offenbar ganz zufrieden sind mit der Wandlung der Dinge in dieser Stadt. Dicht dabei das Grauen des Krieges: auf Bahren trägt man sie vorbei, Schwerverwundete in langen Zügen. Unglaublich verwahrlost und hoffnungslos sehen die Soldaten der Grande Nation aus. Leicht möglich, daß die schreiende Farbigkeit der Uniformen die Tragik erhöht. So geisterhaft blaß stehen dazu die schmerzzerwühlten Gesichter der armen Schelme, so hohl die Augen und Wangen. Kriegselend! Gefangenentransporte in kleinen und größeren Trupps ziehen vorüber. Kleine bewegliche französische Infanteristen, langaufgeschossene Turkos und Zuaven, Kerle mit weitausholenden Gesichtsgiebeln und spindeldürren Waden. Vergnügen bereitet das Transportführen unseren Jungens nicht, das beweisen die mürrischen Gesichter. Immerhin gehört auch das zum Kriegshandwerk. Kaleidoskopisch wechselgestaltig ist das Leben auf dem Namurer Bahnhofsvorplatz. Auch hier hat sich eine Kommandantur etabliert, und zwar bezog sie ein Hotel. Benzindurstige Autos rattern ungebärdig, Ordonnanzen kommen und gehen, Offiziere tauchen auf und verschwinden, und links und rechts und vor uns her ziehen die Grauen mit frischen Kranzgewinden und leuchtenden Blumen, und sie singen die Lieder der Heimat, die herrlichen deutschen Lieder. Und das Tal hinauf und hinunter klingt es von deutscher Liebe und deutscher Treue, von Kampf und Sieg und glücklicher Heimkehr. —

Als ich jüngst nach Frankreich zog.

Als ich jüngst nach Frankreich zog,
Da mußte ich wohl schauen;
Sie sangen ein Lied vom Pferd herab,
Hell klang es in das Hufegetrab,
Von treuen Frauen — —

Kreuzweis zwei Lanzen am Sattel gespießt,
Darunter ein Haufen Erde,
Soldatengrab mit frommer Zier
Alten Glaubens, so wünsch' ich's mir,
Mir und meinem Pferde.

Die Reiterpistolen auf der Brust,
Die Hände in stiller Gebärde.
Was ist das Leben — ein Krieg begann
Auf Tod und Sieg — wer denkt daran,
Was nach uns werde!

Hans Fr. Blunck.



Hafenansicht von Antwerpen.

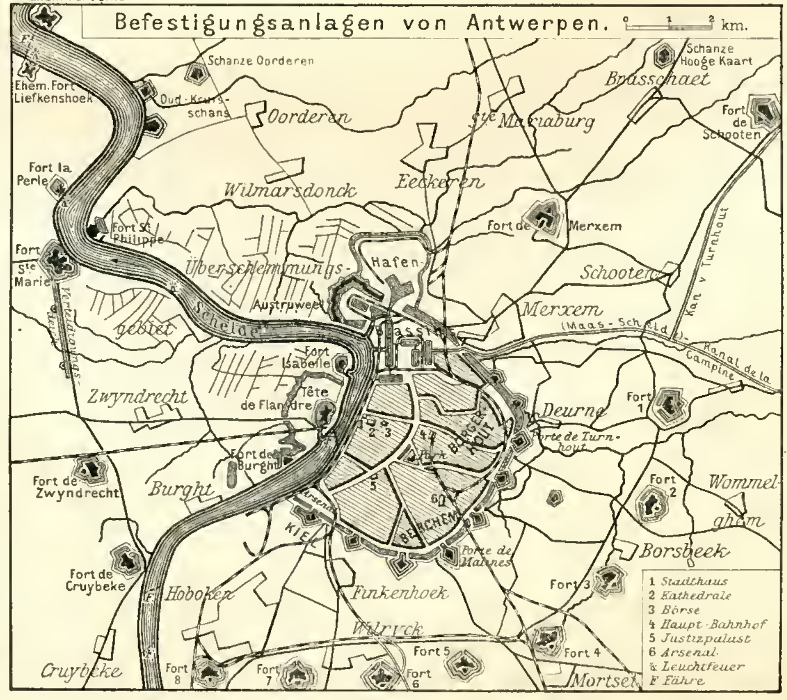
Das belagerte Antwerpen.

Von Victor Ottmann.

Mit fünf Illustrationen und einer Karte.

Wiederum, wie schon so oft im Auf und Nieder der Weltgeschichte, brüllen auf dem schlachtfelderreichen Boden Flanderns die schweren Geschütze ihre Donnersprache, lauter, viel lauter und schrecklicher noch als damals, da „die dulle Griet", die Riesenkanone von Gent, als die erstaunlichste Schöpfung artilleristischer Kunst bewundert und gefürchtet ward. Was hat dieses flache, fruchtbare Land zwischen den niederländischen Poldern und den Hügeln Brabants nicht alles zu sehen bekommen, nicht alles durchgemacht! Von jeher war es um seiner natürlichen Vorzüge und reichen Schätze willen ein Zankapfel der verschiedensten Völkerstämme und Fürsten: Niederdeutsche und Romanen stießen hier immer wieder in blutigem Ringen aufeinander, selbst aus dem fernen Spanien drangen Albas siegreiche Horden sengend und plündernd bis hier hinauf, und umgekehrt zogen die flandrischen Männer zu vielen Tausenden in die Welt, um als geschätzte Landsknechte jedem beliebigen Feldherrn zu dienen, unter dessen Fahnen man guten Sold und fette Beute erwarten durfte. Diesmal sind es nun deutsche Kanonen, die auf die flämische Festung feuern. Im Banne eines gewaltigen Schicksals sieht sich das deutsche Reich genötigt, Krieg und Sieg in das Land der stammverwandten und dennoch leider so feindselig gesinnten Flamen zu tragen, und nachdem der größte Teil der belgischen Gaue schon in unsere Hände gefallen ist, gilt es nun, dem in seinem stärksten Zufluchtsort, in Antwerpen, verschanzten Feind den entscheidenden, endgültigen Schlag zu versetzen.

Sehen wir uns diese Stadt einmal an. Antwerpen (der Flame betont die erste Silbe) bleibt zwar mit einer Einwohnerschaft von 400 000 hinter Groß-Brüssel (700 000) zurück, aber da auf das eigentliche Brüssel nur etwa ein Drittel der Gesamtbevölkerung entfällt, während Antwerpen eine in sich geschlossene Stadtmasse ohne weit verlaufende Vororte darstellt, so macht die flämische Provinzstadt fast einen imposanteren Eindruck als die Hauptstadt des Königreichs. Sie ist dieser auch in Handel und Industrie weit überlegen und darf sich, wenn auch nicht als die schönste, so doch als die regsamste belgische Stadt betrachten, ja mehr noch, als einen Welthandelsplatz von größter Bedeutung. In seiner halbbogenförmig umrissenen Gestalt, im Westen ans breite Strombett der Schelde gelehnt, auf den anderen Seiten mit Festungskanälen, Mauern, Wällen, geschützten Toren und Bastionen umgürtet, zeigt Antwerpen ganz die charakteristische Anlage alter befestigter Plätze. Im weiten Kreise schlingt sich ein Kranz moderner Forts herum, und die dazwischenliegenden Felder können zum



Die Befestigungsanlagen von Antwerpen. Für Reclams Universum gezeichnet von M. Haensch.



Das Geburtshaus van Dycks.

Zweck einer noch nachdrücklicheren Verteidigung unter Wasser gesetzt werden. Da nennenswerte Erhebungen und größere Wälder fehlen, würde das landschaftliche Bild wenig befriedigen, wenn nicht jenes seltsame Farbenspiel der Atmosphäre wäre, das den feuchten Poldern und der nahen See seinen Ursprung verdankt: die Wolkenformen, die Nebelschleier, die silberglänzenden Lichtreflexe, die wir schon auf den Meisterbildern der alten flämischen Landschaftsmaler bewundernd kennen lernten.

Antwerpen steht in vielen Dingen hinter anderen belgischen Städten zurück, es hat weder die genußfrohe Heiterkeit der Brüsseler Boulevards noch die zauberhaft stille Romantik des Dornröschens Brügge. Man vermißt grüne Anlagen, großstädtische Eleganz, und stößt dafür desto mehr auf Unsauberkeit und häßliches Elend. Aber trotzdem besitzt auch Antwerpen manch architektonisches Juwel und manchen malerischen Winkel. Der erste Eindruck, den der Besucher beim Verlassen des Bahnhofs empfängt, verspricht nicht allzuviel, denn die hier befindliche Avenue de Keyser, der Mittelpunkt des Fremdenverkehrs, ist mit ihren Hotels, Bierhäusern, Vergnügungsstätten und einem entsprechenden „Nachtleben" von ziemlich fragwürdigem Reiz. Aber gleich darauf folgt die Meir, der langgestreckte, vornehmste Platz der Altstadt, und nun umfängt uns das alte Antwerpen, Rubens' und Plantins Stadt, überragt vom Wahrzeichen ihrer alten Pracht, der Kathedrale, dem erhabensten gotischen Baudenkmal Flanderns und der Niederlande. Von den beiden Türmen ist nur der nördliche ausgebaut und bei 123 Meter Höhe trotz aller Majestät so zierlich durchbrochen wie eine Brabanter Spitzenarbeit. Wie die meisten alten Kathedralen wurde auch diese erst nach langen Pausen vollendet; der Bau begann 1352, aber erst 1616 ward das Mittelschiff eingewölbt. Von den weltlichen Prunkbauten aus alter Zeit steht das in streng klassischem Renaissancestil gehaltene Rathaus (1561—1581) an erster Stelle, während von neueren Monumentalgebäuden die Börse mit ihren spätgotischen Formen eine ganz hervorragende Schöpfung bedeutet. Und dann gibt es in Antwerpen ein uraltes Bürgerhaus, an dem wohl kein geistig interessierter Fremder teilnahmlos vorübergeht: das Heim und die Werkstätte des berühmten Buchdruckers Christoph Plantin (1514—1589). Es ist etwas Einziges in seiner Art, denn man sieht hier in vorzüglichster Erhaltung ein Patrizierhaus und eine alte Druckerei in allen Einzel-



Der große Marktplatz in Antwerpen mit dem Brabo-Brunnen und den alten Gildenhäusern.

heiten, und man glaubt, jeden Augenblick müßte Meister Plantin mit seinen Gesellen erscheinen und die umherliegenden Werkzeuge der schwarzen Kunst, die Pressen und Winkelhaken, wieder in Tätigkeit setzen. Ebensowenig wird der Kunstfreund die wundervollen Gemäldesammlungen der Stadt unbesucht lassen, vor allem das Königliche Museum mit seinen kostbaren Bildern von Rubens und seiner Schule und von den altniederländischen Meistern.

Plantins Wirken fällt in die alte Blütezeit Antwerpens, in jene Tage, da die Stadt unter Karls V. machtvollem Schutz mit 125000 Einwohnern zu den lebhaftesten und reichsten Handelsplätzen Europas gehörte und Venedig und Genua überstrahlte. Alles, was schön und köstlich war, sammelte sich damals auf den Antwerpener Freimessen an: Italien schickte Seide und Brokat, die portugiesischen Kolonien Gewürze und Zucker, Deutschland und Frankreich seine Weine, England wertvolles Metall. Umgekehrt führte Antwerpen überallhin die Erzeugnisse des flandrischen Gewerbefleißes aus: Teppiche, Kleiderstoffe, Gold- und Silberwaren von erlesenem Geschmack. Mehr als 1000 fremde Handelshäuser unterhielten hier Agenturen, und welche Vermögen schon damals erworben werden konnten, geht daraus hervor, daß ein in Antwerpen ansässiges Mitglied der Augsburger Fugger-Familie 2 Millionen Dukaten hinterließ. Aber 1566 begann schon der Verfall. Die wahnwitzigen Bilderstürmer machten den Anfang, sie verwüsteten Kirchen und Klöster, dann kam Herzog Alba mit seinen Ketzergerichten. 1576, bei der spanischen Invasion, verloren 7000 Bürger ihr Leben durch Feuer und Schwert, ganze Stadtteile gingen in Flammen auf. Antwerpen teilte das Schicksal anderer flandrischer Städte: Brügge, Ypern und Gent. Im Jahre 1790 hatte es nur noch 40000 Einwohner, und erst das Genie Napoleons I., dem der strategische Wert des Platzes nicht entging, sorgte für Wiederherstellung des Hafens und war der Anlaß zu Antwerpens Wiedergeburt.



Wassertürme an der Eisenbahnüberführung in Antwerpen.

Wer den großen Handelsplatz in seiner heutigen Hauptbedeutung kennen lernen will, muß an die Scheldekais gehen, wo die großen Ozeandampfer liegen. Die Hafenverhältnisse sind außerordentlich günstig, denn selbst bei Ebbe können Seeschiffe bis zu 8 Meter Tiefgang einfahren. Großartig ist der Blick von den zwei Strandterrassen auf den mächtigen, 560 Meter breiten Strom mit



Der Hafen von Antwerpen. Rechts das Altertumsmuseum „Het Steen", der Überrest der alten Burg von Antwerpen.

seinem reichbewegten Schiffsleben. Die großen deutschen Afrika-, Ostasien- und Südamerika-Dampfer laufen fast regelmäßig Antwerpen an, und der deutsche Anteil am hiesigen Transitverkehr ist deshalb von größter Bedeutung. Nach Tonnengehalt der Schiffe und Umschlag der Ladung betrachtet, nimmt Antwerpen als Seehafen die zweite Stelle auf dem europäischen Festland ein, kommt also gleich hinter Hamburg. Was die Industrie anbelangt, so bilden die großen Diamantenschleifereien eine besondere Spezialität, ferner sind Brennereien und Brauereien, Seifen- und Zigarrenfabriken, Reismühlen und Zuckerraffinerien von Wichtigkeit.

Es bleibt in dieser knappen Skizze noch zu erwähnen übrig, daß die Bevölkerung Antwerpens, abgesehen von der starken Fremdenkolonie (darunter bis zum Kriege ungefähr 12000 Deutsche), fast durchgehends flämischer Nationalität ist. Leider haben die Französlinge der höheren Gesellschaftsschichten auch hier, wie überall in Belgien, sich durchzusetzen gewußt. Für sie gibt es kein Antwerpen, sondern nur ein „Anvers“, und sie halten es nicht für vornehm, flämisch zu sprechen, obwohl hervorragende Geistesfürsten des flämischen Volkes sich alle Mühe geben, ihrer Sprache und Literatur zur vollen Herrschaft zu verhelfen. Nun, vielleicht kommt auch in Antwerpen für die Herren Französlinge die Zeit, wo es ihnen ratsam erscheint, sich wieder ihres germanischen Volkstums zu entsinnen!

Das Privateigentum im Krieg.

Von Justizrat Dr. Fuld, Mainz.

Während in früheren Jahrhunderten auch das Privateigentum im Krieg schutzlos den Angriffen der feindlichen Macht ausgesetzt war, während Plünderung von Hab und Gut der an dem Kampfe nicht teilnehmenden Bewohner des Landes als erlaubt galt, hat die Entwicklung des Völkerrechtes je länger je mehr dahin geführt, daß wenigstens im Landkriege der Grundsatz sich unbestrittene Anerkennung verschaffte, daß das Privateigentum unverletzlich ist. Sowohl das Beutemachen als auch das Plündern ist verboten; auch bei der Besetzung des feindlichen Landes muß das Eigentum der Einwohner geachtet werden. Wenn die feindliche Armee gewisse Gegenstände gebraucht, wie z. B. Lebensmittel, Kleidungsgegenstände, Schuhe usw., so dürfen dieselben nicht kurzerhand als gute Beute weggenommen, sondern sie müssen bezahlt werden, entweder in bar oder durch späterhin einzulösende Anweisungen. Auch das Eigentum der Gemeinden darf nicht verletzt werden, es ist unzulässig, die den Gemeinden gehörigen Kunst- und Gemäldesammlungen zu berauben, den öffentlichen Wohltätigkeitsanstalten etwas wegzunehmen. Das gleiche gilt aber auch von den im Eigentum des Staates stehenden Anstalten, die dem Unterricht, der Kunst und der Wissenschaft gewidmet sind. Mit dem modernen Völkerrecht ist die Wegnahme kostbarer Gemälde und Bücher aus den staatlichen Sammlungen unverträglich, und die noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts von den Napoleonischen Heeren vielfach vorgenommenen Beraubungen der ausländischen Kunst- und Gemäldesammlungen sind nach heutigem Recht unbedingt untersagt. Die im Oktober 1907 im Haag abgeschlossene Vereinbarung über die Gesetze und Gebräuche des Landkrieges enthält bezüglich aller dieser Punkte klare Vorschriften, die nicht unbeachtet bleiben können, solange diese Verträge überhaupt gelten. In Artikel 46 heißt es: „Die Ehre und die Rechte der Familie, das Leben der Bürger und das Privateigentum sowie die religiösen Überzeugungen und gottesdienstlichen Handlungen sollen geachtet werden. Das Privateigentum darf nicht eingezogen werden.“ Es ist das große Verdienst Deutschlands gewesen, auf der Konferenz, aus deren Beratungen dieses Gesetz über den Landkrieg hervorging, eine bedeutsame Erweiterung dieses Grundsatzes durchgesetzt zu haben, deren praktische Bedeutung jetzt die Feuerprobe zu bestehen hat. Im Artikel 23 wird unter dem Buchstaben h den kriegführenden Staaten die Aufhebung oder die zeitweilige Außerkraftsetzung der Rechte und Forderungen von Angehörigen der Gegenpartei oder die Ausschließung der Klagbarkeit untersagt. Es soll also beispielsweise Frankreich nicht bestimmen können, daß ein Deutscher, der eine Forderung gegen einen Franzosen hat, diese während des Krieges nicht bei dem zuständigen französischen Gericht geltend machen kann, noch weniger soll bestimmt werden können, daß die Forderung eines Deutschen gegen einen Franzosen infolge des Krieges nichtig sein soll. Deutschland wird der von ihm übernommenen völkerrechtlichen Verpflichtung mit Gewissenhaftigkeit und Vertragstreue nachkommen — dürfen wir ein Gleiches von den anderen Ländern erwarten? Leider kann hierauf eine bejahende Antwort nicht erteilt werden; wir wissen jetzt schon, daß man in England auf dem Boden der Ansicht steht, daß das englische Recht, wonach kein englisches Gericht während eines Krieges eine Klage eines Angehörigen des feindlichen Staates gegen einen englischen Untertan annehmen darf, trotz des Haager Vertrages ungeändert fortgilt. Natürlich wirft sich da die Frage auf, welchen Wert überhaupt solche Abmachungen zum Zwecke der Milderung der Folgen des Krieges haben, wenn der eine oder andere Staat, der sie unterzeichnet hat, sich unter Berufung auf sein Landesrecht einfach darüber hinwegsetzt?

In Artikel 56 bestimmt der Vertrag in Ansehung des Eigentums der Gemeinden: „Das Eigentum der Gemeinden und der dem Gottesdienst, der Wohltätigkeit, dem Unterricht, der Kunst und der Wissenschaft gewidmeten Anstalten, auch wenn diese dem Staate gehören, ist als Privateigentum zu behandeln.“ Es wird des weiteren auch jede absichtliche Zerstörung oder Beschädigung solcher Anlagen ebenso untersagt, wie die Zerstörung von geschichtlichen Denkmälern oder von Werken der Kunst und Wissenschaft; die Staaten, die den Vertrag unterzeichnet haben, sind verpflichtet, jede Zerstörung oder Beschädigung solcher Werke nach Maßgabe des bei ihnen geltenden Rechts zu bestrafen. Die Unverletzlichkeit des Privateigentums bezieht sich auch auf die Kriegsgefangenen; alles, was ihnen persönlich gehört, verbleibt ihnen als ihr Eigentum, und lediglich Waffen, Pferde und Schriftstücke militärischen Inhaltes sind hiervon ausgenommen. Hiernach ist das Beuterecht im Landkrieg vollständig abgeschafft, das Privateigentum im weitestgehenden Maße geschützt. Es ergibt sich hieraus, wie lächerlich und wie unbegründet die Furcht ist, die sich in den letzten Jahren periodisch stets geltend machte, wenn die Gefahr eines Krieges nahe gerückt war, daß die bei Sparkassen oder Banken hinterlegten Gelder im Falle eines Krieges von dem Feinde beschlagnahmt und eingezogen werden könnten. Die Banken sind Privatpersonen, die Sparkassen sind Einrichtungen der Gemeinden; sie können ebensowenig angetastet werden wie die Einrichtung eines städtischen



Volksopfer. Zahlreiche Nachrichten gaben Kunde von der Opferfreudigkeit und von der tiefen Entrüstung des deutschen Volkes über das ehrlose Verhalten Rußlands und Englands. Deutsche Gelehrte, an deren Spitze Ernst Haeckel, überwiesen die Orden der feindlichen Nationen, die in so würdeloser Weise gegen Deutschland vorgingen, dem Roten Kreuz oder der Kriegsnotspende und verzichteten auf die verliehenen Ehrentitel. Deutsche Fürsten und zahlreiche Reichsangehörige folgten dem Beispiel des Prinzen Heinrich von Preußen, der einen wertvollen russischen Orden der Reichsbank überwies, und legten ebenfalls ihre Auszeichnungen nieder. Unsere Aufnahme zeigt die bei der Dresdener Sammelstelle eingelaufenen Orden und Wertgegenstände; sie werden an Liebhaber verkauft oder zugunsten wohltätiger Zwecke eingeschmolzen.

Krankenhauses oder eines von einem gemeinnützigen Verein errichteten Kinderasyls.

Wesentlich anders ist die Rechtslage des Privateigentums im Seekriege. Auch das heutige Völkerrecht anerkennt das Seebeuterecht, und es ist vor allem die Schuld Englands, das bei den Verhandlungen über diese Frage sich auf seine vieljährige Überlegenheit zur See verließ, wenn heute noch zwischen der Behandlung des Privateigentums im Landkrieg und im Seekrieg ein Unterschied besteht, der durch innere und sachliche Gründe nicht gerechtfertigt werden kann. Im Seekrieg ist das Eigentum der Privaten nicht geschützt, die unter der Flagge des feindlichen Staates fahrenden Schiffe können samt den Gütern, die Angehörigen des Feindes gehören, weggenommen und als gute Beute erklärt werden. In Deutschland war man von jeher geneigt, mit diesem Rechtszustand zu brechen, und schon im Jahre 1785 haben Preußen und die Vereinigten Staaten von Amerika sich gegenseitig die Zusicherung gegeben, daß sie auf das Seebeuterecht Verzicht leisten würden. Auch zu Beginn des Krieges von 1870 war Deutschland gewillt, die Handelsschiffe nicht zu belästigen: die Verordnung vom 18. Juli 1870 bestimmte, daß französische Handelsschiffe der Aufbringung und Wegnahme durch die Fahrzeuge der deutschen Kriegsmarine nicht unterliegen sollten. Da die französische Regierung sich auf den entgegengesetzten Standpunkt stellte, so sah man sich auch in Deutschland veranlaßt, zu anderen Maßnahmen überzugehen. Die Zahl der deutschen Handelsschiffe, die von französischen Kriegsschiffen aufgebracht wurden, betrug 75. Auf der Haager Konferenz von 1899 wurde der Wunsch ausgesprochen, daß eine spätere Konferenz sich mit der Abschaffung des Seebeuterechtes beschäftigen möge, aber sowohl damals als auch später widersetzte sich England in der entschiedensten Weise, so daß es lediglich auf die Haltung der englischen Regierung zurückzuführen ist, wenn dieser von fast allen anderen Staaten gewünschte Fortschritt nicht zustande kam. Die Handelsschiffe dürfen nur durch Kriegsschiffe oder solche Handelsschiffe weggenommen werden, die in Kriegsschiffe umgewandelt sind; die Haager Vereinbarung von 1907 enthält genaue Vorschriften über die Bedingungen der Umwandlung, durch die es verhütet werden soll, daß Schiffe, die nicht unter der Gewalt der Kriegsmarine stehen, zu der Wegnahme benützt werden. Seit dem Pariser Vertrag von 1856 ist die Kaperei, d. h. die Ermächtigung, von Handelsschiffen auf Handelsschiffe der Angehörigen der feindlichen Staaten Jagd zu machen, verboten, und die Grundsätze dieses Vertrages, der sowohl von Deutschland und Österreich, als auch von England, Rußland und Frankreich unterzeichnet worden ist, sind in den seit seiner Vereinbarung geführten Kriegen streng beobachtet worden; auch die Vereinigten Staaten von Amerika, die den Vertrag nicht unterzeichneten, haben in dem Kriege mit Spanien das Verbot der Kaperei beachtet. Wenn Handelsschiffe, die nicht der Verantwortlichkeit der Kriegsmarine unterstehen, gleichwohl auf feindliche Handelsschiffe Jagd machen, so gilt dies als Seeraub, die Beteiligten werden als Seeräuber behandelt.

Befindet sich Privateigentum der Angehörigen eines kriegführenden Staates auf einem unter der Flagge eines neutralen Staates fahrenden Schiff, so ist dasselbe gesichert, es gilt der Grundsatz „Frei Schiff, frei Gut“; eine Ausnahme besteht nur bezüglich der sogenannten Kriegskonterbande, worunter diejenigen Gegenstände verstanden werden, die unmittelbar oder mittelbar zu der Umwertung im Kriege bestimmt sind. Versuche, die zum Zwecke der Regelung gemacht wurden, hatten keinen Erfolg. Auch das Gut, das Angehörigen neutraler Staaten gehört, aber auf einem unter feindlicher Flagge fahrenden Schiff sich befindet, unterliegt nicht der Beschlagnahme, es gilt insoweit der Satz „Unfrei Schiff, Frei Gut“. Kriegskonterbande ist auch hier ausgenommen, dieselbe darf also weggenommen werden, gleichviel ob sie den Angehörigen eines feindlichen Staates oder den Angehörigen eines neutralen Staates gehört. Die Entscheidung darüber, ob die Beschlagnahme eines feindlichen Handelsschiffes gerechtfertigt war, erfolgt durch besondere Behörden, die Prisengerichte, deren Zusammensetzung sich nach den in den verschiedenen Staaten geltenden Verordnungen richtet.

Ein englischer Neutralitätsbruch.

Aufzeichnungen eines Kriegsgefangenen. Von Dr. Heinz Welten.

Nichts ahnend hatte ich mich am 1. August in Reykjavik, der Hauptstadt Islands, auf der „Ceres“ eingeschifft, einem kleinen schmucken Dampfer der Kopenhagener Dampfschiffsgesellschaft, der mich in sechs Tagen nach Kopenhagen bringen sollte. Herrliche Tage lagen hinter mir; ich hatte in Gemeinschaft mit zwei Studienfreunden auf den kleinen, doch so ausdauernden Ponys Islands Südküste durchstreift. Wir hatten die Hekla bestiegen und den Geysir springen sehen. Nun ging es heimwärts.

In sechs Tagen konnten wir bei günstiger Fahrt in Kopenhagen sein, in sieben Tagen zu Haus. So hatte es uns der Fahrplan verraten. Allein es kam anders, ganz anders. In tiefem Frieden waren wir von Island abgefahren. Zwar liefen auch hier schon Gerüchte um von kriegerischen Wirren, die sich auf dem europäischen Kontinent vorbereiten sollen. Aber etwas Bestimmtes wußte niemand zu sagen, und auch dem deutschen Konsul, den wir aufsuchten, war „amtlich“ nichts bekannt. An Bord trafen wir noch mehrere Landsleute, Herren und Damen, die gleich uns ihre Ferien hier oben verlebt hatten, und alle wußten von schönen Ritten, von unvergleichlich schönen Tagen zu erzählen. Eng schlossen wir uns alle aneinander an, und bald bildete die kleine deutsche Gesellschaft an Bord eine innige Gemeinschaft, die zusammenhielt wie eine einzige Familie.

Am 6. August erreichten wir morgens gegen vier Uhr den Firth of Forth, einen Meerbusen, an dessen Ende Leith-Edinburg liegt. Zahlreiche englische Kanonenboote liegen hier vor Anker. Langsam fahren wir weiter. Doch eines der großen schwarzen Schiffe macht klar, rückt längsseit auf und gibt uns durch Flaggensignale den Befehl, abzustoppen. Ein Kapitänleutnant läßt sich an Bord rudern, klettert flink wie eine Katze die Strickleiter hinauf und verlangt unseren Kapitän zu sprechen. Unheimlich lange dauert die Unterredung. Die Passagiere kommen aus ihren Kabinen heraus und forschen nach der Ursache des Aufenthaltes. Was ist geschehen? weshalb fahren wir nicht weiter?

Wir versuchen, die Seesoldaten, die unten im kleinen Beiboot neben unserem Dampfer liegen und auf ihren Offizier warten, auszufragen. Was ist jetzt? wie ist die europäische Lage? wird es Krieg werden? Unbeweglich sitzen sie da und geben keine Antwort. Endlich geht der Offizier wieder von Bord; wir fahren weiter. Zahlreiche Wimpel werden gesetzt, deren Bedeutung keinem von uns klar ist. Das Schiff zieht dahin wie in einer Flaggengala.

Beim Frühstück bringt uns der Kapitän die neuesten Nachrichten: es gibt Krieg, Krieg zwischen England, Frankreich, Rußland und Belgien gegen Deutschland und Österreich. Gleichzeitig bittet er die deutschen Passagiere, in Leith nicht an Land zu gehen: „Solange Sie an Bord des dänischen Schiffes sind, sind Sie auf dänischem, also neutralem Boden. Sie stehen unter dem Schutze des Danebrog.“

Zentnerschwer legt es sich uns allen aufs Herz. Im Hafen von Leith ist vom Kriege nur wenig zu merken. Zwar liegen einige Torpedoboote zum Auslaufen bereit; auch lungern zahlreiche Soldaten herum, sonst aber spürt man nirgends etwas von kriegerischer Erregung. Gegen Mittag machen wir am Kai fest und sofort ist das Schiff überschwemmt von Zeitungsverkäufern, die die neuesten Depeschen ausrufen. Furchtbares müssen wir hören. Drei deutsche Schiffe, die „Göben“, „Breslau“ und der „Panther“, sind bereits genommen. Eine große Seeschlacht tobt noch in der Nordsee; doch sind bereits sechzehn deutsche Kreuzer in den Grund gebohrt. Die Russen haben Ostpreußen erobert und sind auf dem Wege nach Berlin. „Nur noch 150 Kilometer“ frohlockt der „Dispatch“, eine Edinburger Zeitung. Die Belgier zerreiben die deutschen Armeekorps. Jede Stunde bringt neue Zeitungen und jede enthält andere Hiobsbotschaften.

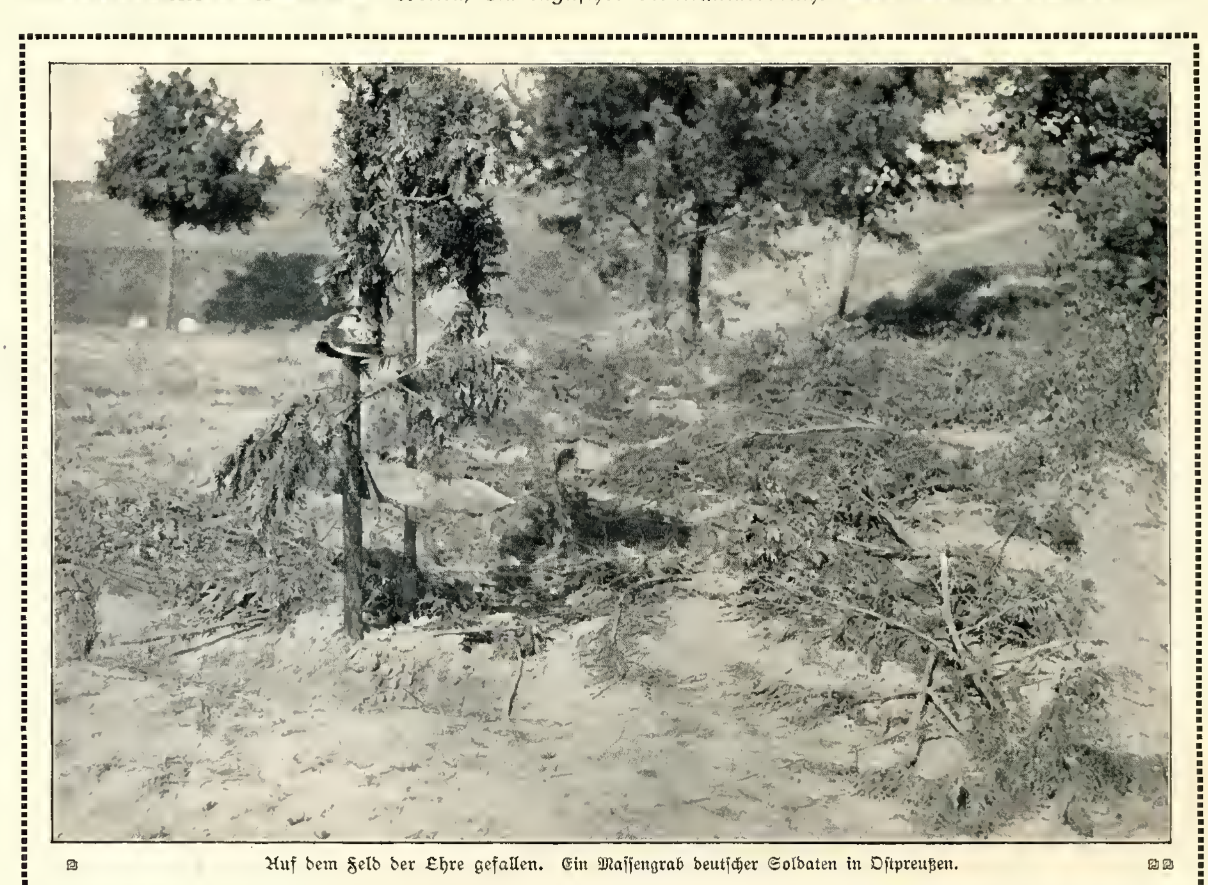
Wir sitzen im Rauchsalon und lassen die Köpfe hängen. England, Rußland, Frankreich, Belgien! Vier gegen einen! Wenn wir nur erst weiterfahren würden! Nachts zwölf Uhr setzt die Flut ein, dann können wir auslaufen. Nach Hause, nach Hause, um mitzuhelfen, oder — mit unterzugehen, wenn alles untergeht. Da taucht auf der Treppe, die hinab zur Küche führt, der alte dänische Koch auf, der uns fünf Tage lang trefflich verpflegt hat. Er hält ein Zeitungsblatt in der Hand und macht aus Mitleid ein tiefunglückliches Gesicht: „O, o arme Herrer, großes, großes Unglück. Deutsches Kaiser abgesetzt, deutsches Kronprinz in Berlin gefangen. Deutsche Land Republik. Deutsche Land keine Kaiser mehr!“ Einen Augenblick sehen wir ihn starr an, einen Augenblick nur. Dann schallt ein lautes befreiendes Lachen aus vierzehn Kehlen. Gottlob, das ist nicht wahr. Das wissen wir besser. Deutschland steht fest zu seinem Kaiser. Und wenn das nicht wahr ist, dann ist vielleicht auch all das andere erlogen. Immer wieder erdröhnen die Lachsalven, und allen Kummer lachen wir uns vom Herzen herunter.

Mit einem Schlage hat sich das ganze Kriegsbild für uns gewandelt. Wir sitzen gemütlich und plaudern bis gegen halb zwölf Uhr nachts. Plötzlich dröhnen schwere Schritte oben auf Deck, fest und tacktmäßig. Kommandos ertönen. Ein junger englischer Offizier kommt in Begleitung eines höheren Polizeibeamten vom Deck die Treppe herunter, betritt den Rauchsalon, grüßt höflich und fordert uns auf, unser Gepäck zu nehmen und ihn zu begleiten. Nur die Damen dürfen zurückbleiben.

Empört springen wir von unseren Sitzen auf. Was heißt das? Sind wir hier nicht auf dänischem Boden? Hat es uns der Kapitän nicht selbst gesagt? Das ist Neutralitätsbruch. Wir werden uns beschweren. Wir werden —

Der junge Leutnant lächelt ein wenig spöttisch. Er läßt die Aufgeregten sich beruhigen; dann sagt er langsam in gutem Deutsch: „Ich bitte Sie, mir meine Aufgabe nicht zu erschweren. Ich habe meine Order und muß gehorchen. Das ganze Schiff ist mit Mannschaften besetzt. Ersparen Sie mir die Notwendigkeit, Sie zwingen zu müssen. Ihre Proteste können Sie später anbringen. Jetzt müssen Sie mir folgen.“ Und halblaut fügt er, zu seinem Nachbar gewendet hinzu: „Nein wahrlich, dies ist keine Aufgabe für einen Offizier.“

Schweigend ergeben wir uns in unser Schicksal. Langsam setzt sich der Zug in Bewegung, voran der Leutnant und der Polizeibeamte, dann eine Sektion Soldaten, dann die Gefangenen. Eine größere Abteilung Soldaten bildet den Schluß. Die aufgepflanzten Bajonette glänzen



Auf dem Feld der Ehre gefallen. Ein Massengrab deutscher Soldaten in Ostpreußen.

im Mondschein. Wir marschieren bis zur Kaserne des Fort Leith. Dort ist das 7. Royal Scott Regiment installiert. Wir erhalten im zweiten Stock eine Mannschaftsstube angewiesen, die als Mobiliar nur einen hölzernen Tisch und zwei Bänke enthält. Auf der Erde liegen einige Decken und Kissen, auf denen wir schlafen sollen. Ein Krug Wasser wird hereingestellt; dann wird die Tür verschlossen und ein Doppelposten mit scharf geladenem Gewehr zieht auf. Wir sind Gefangene. Wenn jemand von uns das Zimmer verlassen will, muß er anklopfen; dann wird geöffnet und er wird herausgelassen. Eine Wache geht neben ihm her und bringt ihn wieder ins Zimmer zurück. Nicht einen Schritt können wir ohne Begleitung gehen.

Schwere Tage liegen vor uns, Tage so voll innerer Widersprüche, daß ich noch jetzt, da sie vorüber sind, mich nicht in ihnen zurechtzufinden vermag. Wir fürchten zunächst, unter dem Verdacht der Spionage verhaftet zu sein. Das ist unser erster Gedanke. Doch da uns niemand verhört, niemand unser Gepäck durchsucht, lassen wir diesen Gedanken wieder fallen. Mehrfach erhalten wir auch den Besuch von Offizieren, die uns versichern, daß wir nicht gefangen, sondern nur — angehalten wären. Nicht gefangen! Und doch sind wir in einem Zimmer eingeschlossen, werden von Posten bewacht, dürfen nicht einen Schritt weit ohne Begleitung gehen, und wenn wir mittags für eine Stunde auf den Kasernenhof geführt werden, dann wird der ganze Hof zuvor mit Wachen besetzt. Einen Raubmörder könnte man nicht strenger bewachen als uns; wir aber sind nicht gefangen, sondern nur — angehalten.

Man verspricht uns, alles zu tun, um unsere Lage zu erleichtern. Ich bitte um ein Bett für einen Leidensgefährten, einen fast siebzigjährigen Apotheker, der nicht mehr auf der Erde schlafen kann. Der Offizier zuckt bedauernd die Achseln. Da lasse ich mich von der Wache in die Mannschaftsstube führen und sage den jungen Leuten, die gelangweilt auf ihren Betten liegen, daß in unserer Stube ein alter Mann auf der Erde schlafen müsse. In Deutschland würden junge Burschen in solchem Falle sofort ihr Bett abtreten. Der Appell an den Nationalstolz verfehlt seine Wirkung nicht. Alle springen auf und bieten uns ihre Betten an.

Wir bitten um die Erlaubnis, telegraphieren zu dürfen. Das wird uns zugestanden. Man bringt uns Telegrammformulare, die wir ausfüllen. Doch die Telegramme werden nie abgesandt. Das gleiche geschieht mit unseren Briefen, die wir offen einliefern müssen. Wir bitten darum, mit dem amerikanischen Konsul in Verbindung treten zu können, da er das Protektorat über die Deutschen übernommen hat. Auch das wird uns zugestanden. Man will ihn auffordern, uns zu besuchen. Doch dann kommt der Bescheid, daß der Konsul nicht zu uns kommen könne, da er keine Zeit hat. Später erfahren wir, daß er nie benachrichtigt worden ist. Wir schicken Proteste über Proteste gegen unsere durch nichts gerechtfertigte Verhaftung ab, die auf neutralem, dänischem Boden erfolgte. Man nimmt unsere Proteste in Empfang, verspricht sie zu befördern — und läßt sie liegen.

Über die Beköstigung können wir uns nicht beklagen. Sie ist einfach, doch schmackhaft und reichlich. Wir werden aus der Mannschaftsküche beköstigt. Morgens erhalten wir Tee, Weißbrot und Margarine, mittags Hammelfleisch oder Rindfleisch mit Kartoffeln, abends Weißbrot und grünen Salat, Tag für Tag immer dasselbe. Doch da wir selbst noch einige Vorräte besitzen, durch die wir

das Mahl ergänzen können, empfinden wir die Eintönigkeit unseres Speisezettels nicht so stark. Das Allerschlimmste ist die Ungewißheit. Wie lange soll das alles dauern? Wochen, Monate? Die Offiziere sprechen von — einem Jahre. Sie schicken uns englische Zeitungen, die voll sind von deutschen Niederlagen. Jeden Tag werden deutsche Armeekorps dezimiert. Aber wir sind mißtrauisch geworden gegen diese Nachrichten. Auch sagen uns die Offiziere selbst, wir dürften nicht alles glauben, was die Zeitungen brächten. Es wären „Pennyblätter", die für einen Penny auf der Straße verkauft werden und die immer angenehme Neuigkeiten bringen müssen, um Käufer zu finden.

Die Behandlung, die uns zuteil wird, ist brutal und liebenswürdig zugleich. Man verweigert uns den bescheidensten Komfort; dreimal müssen wir darum bitten, ehe der schmutzige Fußboden ein wenig gesäubert wird. Zum Waschen gibt man uns eine Blechschüssel, aber keine Handtücher. Erst am vierten Tage werden uns drei Stück verabfolgt. Doch andauernd versichern uns die Offiziere ihrer vollen Sympathie.

In den ersten Stunden stehen wir viel am Fenster und schauen den Soldaten auf dem Hof zu. Sie üben fast gar nicht, sondern spielen den ganzen Tag über Fußball. Es sind hübsche, stattliche Burschen darunter, obgleich sie alle vom Soldaten wenig an sich haben. Sie sind „Volonteers" (Freiwillige), die im Frieden bürgerliche Berufe ausüben und nur ein bis zwei Stunden wöchentlich zu Übungen herangezogen werden. Jetzt im Kriege dagegen tragen sie Uniform und liegen dauernd in der Kaserne. Disziplin steckt nicht viel in den Volonteers, doch guter Wille und turnerische Gewandtheit, die der jahrelang geübte Sport ihnen gibt. Im Felde würden sie wohl ihren Mann stehen. Aber sie rücken nicht ins Feld, sondern dienen nur Defensivzwecken. Erst wenn der Feind an der englischen Küste landet, dürfen die Volonteers herangezogen werden.

Anders liegen die Dinge bei den Soldiers, den eigentlichen Soldaten, den Söldnern, die sich aus den untersten Klassen der Gesellschaft rekrutieren. Denn noch immer ist in England der Beruf des Soldaten der am niedrigsten gewertete. Später ging ich oft, als ich wieder frei war, in die Nähe der Anmeldebureaus, wo Lord Kitcheners Aufruf aushing, um dort das Treiben zu beobachten. 100000 Mann wurden gefordert, doch kaum 10000 meldeten sich, und was sich meldete, war armseliges Volk, Hafengesindel, das der Whisky längst ruiniert hat und dem nur mehr die Wahl bleibt zwischen dem bunten Rock und dem Strick. Ein zwei- bis dreistündiger Marsch muß diese widerstandslosen Körper umwerfen, ehe sie das Schlachtfeld erreichen, ganz abgesehen vom Mangel jeglicher Subordination, die diesen „Soldaten" schwerlich anerzogen werden kann. Ich sah die Mannschaften üben und wußte, daß wir von ihnen nie etwas zu fürchten haben werden.

Vier Tage lang werden wir in der Kaserne gefangen gehalten. Am Nachmittag des vierten Tages erhalten wir den Befehl, unser Gepäck bereit zu machen, da wir weiter fortgebracht werden sollen. In der gleichen Marschordnung, in der wir ankamen, ziehen wir auch wieder ab inmitten einer Kompagnie, die Bajonette aufgepflanzt hat. Wir werden zum Bahnhof gebracht, wo ein Zug schon bereit steht, der uns nach Sletfort bringt, in eine kleine Garnison unweit Edinburg. Dort werden wir aufgefordert, Scheine zu unterschreiben, in denen wir uns verpflichten, während des Krieges britischen Boden ohne Erlaubnis nicht zu verlassen. Wir fügen uns der Notwendigkeit; denn man droht uns im Weigerungsfalle mit dem Gefängnis. Drei Herren aus unserem kleinen Kreis, die das fünfzigste Lebensjahr überschritten haben, werden freigelassen. Sie hätten, wie uns der Oberst versichert, „eigentlich" überhaupt nicht festgehalten werden sollen. Sie fahren sofort nach London und versuchen, von dort auf den Kontinent zu gelangen. Vergeblich. Bis jetzt ist noch keiner von ihnen zu Haus eingetroffen. Wahrscheinlich wurden sie ungeachtet ihres Passierscheines in London aufs neue verhaftet.

Wir anderen dürfen in Edinburg Zimmer mieten und uns im Umkreis von fünf Kilometern von unserer Wohnung frei bewegen. Zweimal wöchentlich müssen wir uns auf der Polizei melden. Wollen wir eine andere Stadt innerhalb Großbritanniens aufsuchen, dann müssen wir um die Erlaubnis einkommen. Wir werden genau gemessen, photographiert und registriert. Von einigen werden auch — Fingerabdrücke genommen.

Acht Tage lang bleibe ich in Edinburg, schreibe und unterzeichne gemeinsam mit meinen Leidensgefährten Proteste und Bittgesuche, wandere vom amerikanischen zum dänischen Konsul, vom Bürgermeister zum Stadtkommandanten und setze alle Hebel in Bewegung, um die Erlaubnis zur Heimreise zu erlangen. Umsonst. Alle Gesuche wandern nach London und bleiben dort liegen zur Erledigung — nach dem Kriege. Unter der feindlichen Gesinnung der Bevölkerung haben wir wenig zu leiden; sie ist nirgends zu bemerken, trotzdem man uns vor ihr gewarnt hat. Unangenehmer ist die Spionageriecherei, die alle Welt ergriffen hat. Zweimal werde auch ich als Spion verhaftet, auf die Polizei gebracht, verhört und wieder freigelassen.

Als ich acht Tage in Edinburg verbracht habe, ohne das geringste erreichen zu können, will ich versuchen, ob ich mündlich weiterkomme. Ich bitte um die Erlaubnis, nach London übersiedeln zu dürfen, um dort persönlich vorstellig werden zu können. Die Erlaubnis wird mir gewährt; ich fahre nach London und gehe in die Home office, die höchste Behörde, die die Angelegenheiten der „feindlichen Fremden" bearbeitet. Das Glück ist mir günstig. Kaum fünf Minuten spreche ich mit einem jüngeren Beamten und schon habe ich die „Erlaubnis zur Abreise".

Wunderlich schnell ist alles gegangen, und noch jetzt, da ich wieder zu Haus an meinem Schreibtisch sitze und diese Zeilen zu Papier bringe, weiß ich nicht, wodurch ich freigekommen bin, ich als einziger von allen Islandfahrern, die noch jetzt in Schottland gefangen sitzen. Wurden die Gründe, die ich gegen meine Verhaftung anführte, als stichhaltig anerkannt, obgleich doch den nämlichen Gründen, schriftlich niedergelegt, bis jetzt jede Wirkung versagt geblieben war? Oder wurden rechtliche Erwägungen überhaupt nicht gemacht und nur die Willkür, die mich gefangen genommen hatte, ließ mich auch wieder frei? Fast möchte ich das letztere annehmen. Denn die Willkür und das Faustrecht herrschen jetzt in England den Fremden gegenüber, die völlig wehrlos sind.

Am 24. August verließ ich London, das mit französischen und englischen Fahnen festlich geschmückt war. Nur vom russischen Verbündeten schien niemand etwas wissen zu wollen. Schämte man sich seiner schon? Langsam fuhr das Paketboot hinüber nach Vlissingen, sich möglichst nahe an der Küste haltend, der Minen wegen. Langsam ging es am nächsten Tage weiter der Heimat zu, die ich am 26. August endlich erreichte. Sieben Wochen war ich fern gewesen, sieben Wochen, in denen sich Gewaltiges begeben hatte. Das Rad der Weltgeschichte war ein Stück vorwärts gedreht worden.

Verantwortlich für die Redaktion: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Österreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.

Reclams

Universum

Moderne illustrierte Wochenschrift

Dreißigster Jahrgang

Zweiter Halbband



1914

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Inhaltsverzeichnis.

(Mit * bezeichnete Artikel sind illustriert.)

Romane, Novellen, Humoresken usw.

Länder- und Völkerkunde, Städtebilder.

Naturwissenschaft und Medizin.

Technik, Verkehrs-, Handels-, Heeres- und Seewesen.

Erziehungswesen. Rechtswissenschaft.

Geschichte, Kulturgeschichte, Literatur und Kunst.

Gedichte.

Kunstbeilagen und Gemälde-Reproduktionen.

Bilder aus Kunst, Wissenschaft und Leben.

Weltkrieg 1914.



Das deutsche Feierkleid, eine Erinnerung an 1814. Von Marg. Weinberg.

Die Mode teilt das Schicksal launischer und unbeständiger Menschen, ein fortwährendes Bedürfnis nach neuen Anregungen zu empfinden, und schöpft solche aus den allerverschiedensten Quellen, mitunter sogar aus der ihr scheinbar so fern stehenden Politik. Die Vorliebe für die Stickereien der Bulgaren, welche mit den kriegerischen Erfolgen dieses Volkes einsetzte und in der rasch abflauenden Begeisterung für seine Heldentaten wieder verschwand, lebt noch unvergessen in unserem Gedächtnis; die Sympathien, die man bei uns der kräftigen Entwicklung der deutschen Flotte entgegenbringt, haben jahrelang in der namentlich die Kinderkonfektion beherrschenden Mode der Matrosenanzüge und -blusen ihren Ausdruck gefunden; unschwer lassen sich solche Beziehungen noch an anderen Beispielen nachweisen. Seltener ist es schon, daß die Politik einmal dieses Interesse erwidert und sich um die Mode bekümmert, ihr gar ins Handwerk zu pfuschen sucht. Das hat sich vor 100 Jahren zugetragen, als das erwachende Volksbewußtsein in seiner Auflehnung gegen alles Fremdländische auch der tonangebenden Vorherrschaft des französischen Geschmacks den Garaus zu machen unternahm. Von diesen Umsturzbestrebungen unserer Urgroßmütter erzählt in lehrreicher Weise ein im Jahre 1814 zu Gotha erschienenes Büchlein mit dem Titel: „Das deutsche Feyerkleid, zur Erinnerung an den Einzug der Deutschen in Paris am 31. März 1814 eingeführt von deutschen Frauen." Sie haben sich's eigentlich ein bißchen leicht gemacht und sich über den Entwurf der neuen Tracht nicht weiter den Kopf zerbrochen. Vielmehr ließ ein deutscher Frauenverein an den Verfasser des obigen Buches, den als Schriftsteller und Journalisten, sowie durch seine Gefangennahme seitens der Franzosen bekannt gewordenen R. Z. Becker, die Aufforderung ergehen, ein „Ehrenkleid der deutschen Frauenvereine" zu entwerfen, durch welches das Andenken an die große Zeit den Töchtern künftiger Geschlechter stets gegenwärtig erhalten werden solle. Die Annahme dieses Kleides sollte an die feierliche Verpflichtung gebunden sein, es niemals willkürlich abzuändern und ihm die Rolle des ehrenvollsten, bei jeder festlichen Gelegenheit zu tragenden Putzes zuzuerkennen. Eine altdeutsche, alle Unbequemlichkeiten möglichst vermeidende Tracht wurde als die in jeder Hinsicht geeignetste Form bezeichnet. Als Beweis, wie gewissenhaft der mit diesem Auftrag Betraute sich desselben entledigte, zeigen die beiden Abbildungen seines Entwurfes eine Kombination des Gretchen-Kostüms (mit umfangreichen geschlitzten Puffärmeln, über deren praktischen Wert sich nach unseren Begriffen streiten läßt) und der damals modischen Tracht: kurze, unter der Brust durch einen Gürtel abschließende Taille mit herzförmigem Ausschnitt. Eine an die Stuartkragen erinnernde Halskrause und ein als Kopfputz zu tragendes Federmützchen vervollständigten den Anzug. In dem Rundschreiben, das in Begleitung dieses Entwurfes bei den Vorsteherinnen der deutschen Frauenvereine Stimmung für die Idee machen sollte, kam die Meinung zum Ausdruck, daß sich mit dem erwachenden Nationalstolze die Nachahmung fremder Art und Sitte nicht mehr vertrüge, am wenigsten die eines Volkes, das dem unsrigen unsägliches Leid zugefügt habe. Daneben waren auch praktische Hinweise nicht vergessen. Es wurden nämlich die Ersparnisse betont, die eine Nationaltracht im Gegensatz zu dem von Pariser Musterbildchen und Putzpüppchen beherrschten beständigen Modewechsel bewirken würde. Es ist bemerkenswert, mit welchem Verständnis die auf dieses Rundschreiben eingegangenen Erwiderungen grade die letztere Begründung aufnahmen. Viele gingen auf die schädlichen Wirkungen des für die Frauenwelt zum Gesetz gewordenen Modewechsels näher ein, erinnerten daran, daß dieser für die Minderbegüterten eine Quelle nagender Sorge und glänzenden Elends, für Reichere oft der Anlaß zu Ausgaben sei, die das Verhältnis ihrer Einnahmen übersteige und sie dadurch dem Ruin zuführe. Manchen Jüngling hielte die Furcht vor diesem Aufwand davon zurück, ein geliebtes Mädchen zum Altar zu führen, manches Mädchen verfehle so seine Bestimmung, einen braven Mann zu beglücken und dem Staate gute Bürger zu erziehen. Die Bewertung von Äußerlichkeiten ließe die der Gaben des Geistes und Herzens in den Hintergrund treten, in der Bevorzugung dessen, was die Tagesmode vorschreibt, verwirrten sich die selbständigen Begriffe von wahrer Schönheit und Anmut, ja, selbst die der Schicklichkeit. Als schlimmste Sünde der läppischen Gesetzgeberin Mode wurden dieser schließlich ihre zuweilen für die Gesundheit schädlichen Launen angerechnet. Aus allen diesen Gründen stimmten sämtliche Frauenvereine darin überein, daß dieser den Modewechsel bekämpfende Vorschlag freudig zu begrüßen sei. Nur lehnten sie, was ihrem sozialen Empfinden alle Ehre macht, den Gedanken eines Ehrenkleides für ihre Mitglieder ab, um sich nicht von Tausenden ihrer Schwestern abzusondern, die, ohne einem Vereine anzugehören, für die gute Sache ebensoviel getan hätten wie sie. Aber auf welche Weise sollte nunmehr die Einführung der verabredeten Tracht — denn der Entwurf war allgemein gebilligt worden — vor sich gehen? Becker wußte auch hier Rat. In seinem Büchlein schlägt er vor, daß an einem bestimmten Tage in jeder Stadt die einflußreichsten Frauen sich zu einem Gastmahle vereinigen und samt ihren erwachsenen Töchtern dabei zum ersten Male in dem neuen Kostüm, das übrigens weder an eine Farbe noch an einen Stoff, sondern nur an die unveränderliche Form gebunden war, erscheinen sollten. Seine Anlegung bei festlichen Gelegenheiten sollte alsdann zur Sitte und Ehrensache gemacht werden, worauf der Nachahmungstrieb und das Verständnis für die erzielte Ersparnis die Minderbegüterten bald zum Beitritt veranlassen würde. Auch eine Einigung über Unterkleidung und Mäntel wurde den Frauen nahegelegt, ebenso als bleibendes Symbol deutscher Freiheit die Wahl eines einheitlichen Sonnen-


Das „Deutsche Feierkleid" vom Jahre 1814.

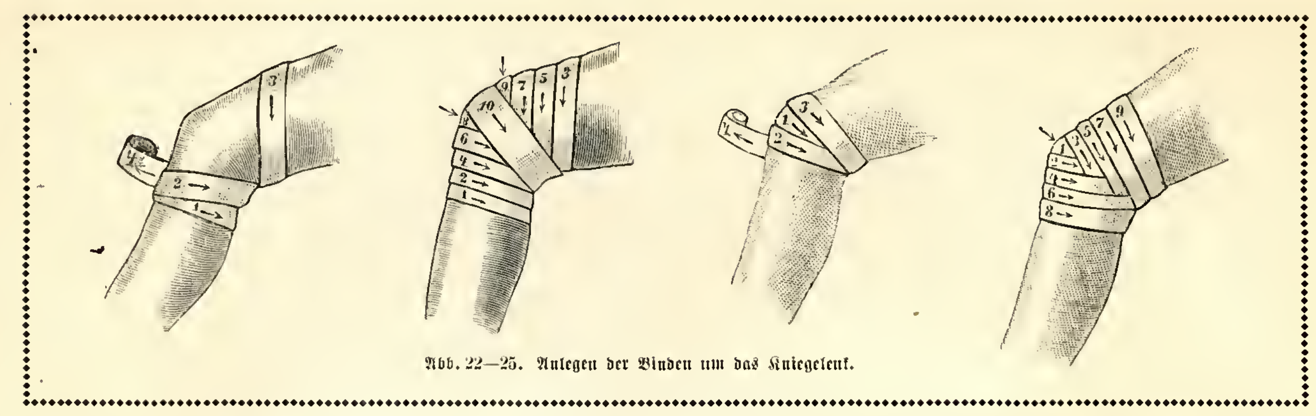


Abb. 22—25. Anlegen der Binden um das Kniegelenk.

hutes deutscher Fabrikation an Stelle der von der damaligen Mode bevorzugten teuren italienischen Hüte. Dieser „Triumph der heimischen Vernunft über fremde Torheit", dessen geistige Urheber in echt frauenhafter Wirtschaftlichkeit die Interessen des Vaterlandes mit denen des Geldbeutels in Einklang zu bringen wußten, sollte an einem der Gedenktage aus dem Befreiungskampfe der Deutschen vom französischen Joche vor sich gehen. Doch schien für eine demonstrative Frauenfeier keiner der blutigen Schlachttage geeignet, daher wurde der 31. März, der Jahrestag des Einzugs der verbündeten Truppen in Paris, als ein des Unternehmens würdiger Erinnerungstag in Vorschlag gebracht. Leider meldet keine Chronik, was aus diesem schönen Plane und dem Feierkleide selbst geworden ist. Eingeführt muß es sich jedenfalls nicht haben, denn die Geschichte der Mode im vorigen Jahrhundert lehrt, daß sich der französische Geschmack siegreich zu behaupten gewußt hat. Doch sind in unseren Tagen von deutschen Frauen Protestversammlungen gegen die Auswüchse der Pariser Modetorheiten gehalten worden, und in einem in unserer Frauenbeilage Nr. 13 dieses Jahres erschienenen Artikel über Erotische Moden haben auch wir dagegen Front gemacht. Es ist zu hoffen, daß der gegenwärtige Krieg uns auf dem Gebiete der Mode die Befreiung von dem französischen Übergewicht bringen wird. Denn heute liegen die Bedingungen hierzu wesentlich günstiger als zur Zeit, da Becker das deutsche Feierkleid entwarf. Wir haben eine deutsche Kleidungskunst, geschaffen von führenden Kunstgewerblern und Kunstgewerblerinnen, wir haben eine Wiener Modenkunst und dürfen für alle Bestrebungen auf diesem Gebiet in hoffentlich nicht zu ferner Zukunft einen großen Aufschwung erwarten.



Abb. 26 und 27. Anlegung der Binden um Fußgelenk und Fuß.

Über Verbandlehre. II.

Von Geh. Medizinalrat Professor Dr. H. Tillmanns, Generalarzt à la suite des Königlich Sächsischen Sanitätskorps.

Nachdem in der letzten Nummer der Frauenbeilage die hauptsächlichsten Bindenverbände bereits besprochen worden sind, bleiben heute noch die Knie- und Fußverbände zu erwähnen, und daran anschließend gilt es, die Tuchverbände, Not- und Gipsverbände zu besprechen. Die Anlegung der Verbände um das Kniegelenk geschieht nach Abb. 22—25; man beginnt entweder am Unterschenkel (Abb. 22 u. 23) oder vorne auf der Kniescheibe bzw. auf der Mitte des Kniegelenks. Die Anlegung der Binden am Fußgelenk und Fuß geschieht nach Abb. 26 u. 27; man beginnt am besten am Fußrücken hinter den Zehen. Will man auch die Zehenspitzen mit einwickeln, dann verfährt man in derselben Weise, wie wir es für die Hand beschrieben haben. Statt der Binden kann man oft dreieckige oder viereckige Verbandtücher anwenden, die man nach Bedarf durch Auskochen sterilisiert. Mit einem dreieckigen Tuch kann man den Verband in Abb. 28 herstellen, wenn man die Mitte seiner langen Seite über die Nasenwurzel legt, die beiden seitlich herabhängenden Zipfel des Tuches in den Nacken und dann nach vorn führt und über der Nasenwurzel zusammenknotet; der dritte Zipfel wird vom Nacken auf den Schädel geführt und hier durch eine Sicherheitsnadel befestigt. Schneidet man ein dreieckiges Tuch über seiner Basis etwa fünf Zentimeter vom Rand seitlich mit einer Schere etwas ein, dann erhält man das sogenannte Doppeltuch oder eine Schleuderbinde und kann dann den Tuchverband in Abb. 29 herstellen, indem man ähnlich verfährt, wie es für Abb. 28 beschrieben wurde. Schneidet man ein viereckiges, wie ein Rechteck geformtes Tuch von den beiden schmalen Seiten aus etwas ein, so kann man die Verbände in Abb. 30 und 31 bilden. Sehr häufig legt man einen Arm in ein dreieckiges Tuch, in eine sogenannte Mitella nach Abb. 33. Will man eine Hand oder einen Fuß vollständig mit einem dreieckigen Tuch bedecken (Abb. 34), so legt man die Mitte seiner breiten Seite unter den Vorderarm oder den Unterschenkel, schlägt den vorstehenden Zipfel über die Finger- oder Zehenspitzen nach oben, legt die beiden anderen Zipfel des Tuches darüber und knotet sie nach Abb. 34 zusammen. Oft muß man verletzte oder erkrankte Arme oder Beine mit Schienen versehen, damit jede Bewegung vermieden wird. Man benutzt dazu Drahtrinnen oder die biegsamen Schienen aus verzinntem Eisendraht nach Cramer, aus denen man sich durch Biegung oder durch Herausnahme von Eisendraht verschiedene Schienen für den Arm oder das Bein herstellen kann. Auch Schienen aus Holz, Pappe, Gips, Aluminium usw. werden vielfach benutzt. Alle Drahtrinnen und Schienen müssen gut mit Watte versehen werden, damit sie nicht drücken; sie werden durch Binden am Arm oder am Bein befestigt. Muß ein Verletzter, z. B. wegen eines Knochenbruchs am Bein, transportiert werden, und sind Schienen nicht zur

Abb. 28 und 29. Tuchverbände des Kopfes mit der Schleuderbinde (Doppeltuch).

Abb. 30 und 31. Tuchverbände (Kopfschleuder). Nach v. Esmarch.

Alle Universum-Abonnenten

haben ein Interesse, sich die geschmackvoll ausgestattete Einbanddecke für den 2. Halbjahrsband sofort zu bestellen und die gesammelten Hefte einbinden zu lassen. Ein Band von Reclams Universum in seiner gediegenen Ausstattung ist nicht nur eine Zierde für jede Bibliothek, sondern noch auf Jahre hinaus für den Familienkreis ein überaus

wertvolles anregendes Unterhaltungsbuch!



Reclams Universum

Moderne illustrierte Wochenschrift vornehmsten Stils. Bezugspreis vierteljährlich 4 Mark (ohne Bestellgebühr). Einzelheft 35 Pfennig

Postkarte

An die Geschäftsstelle von Reclams Universum

Leipzig

Inselstraße 22

Soeben erschien die neue geschmackvolle Einbanddecke für den 2. Halbband des 30. Jahrganges von Reclams Universum



Die vorstehend verkleinert wiedergegebene

Original=Einband=Decke

wurde in dunkelblauer und dunkelroter Leinwand hergestellt und ist von allen Abonnenten zum Preise von 1.25 M. (nach Österreich=Ungarn inkl. Zoll für 1 Krone 90 Heller, nach Rußland für 1 Rubel) zu beziehen. Besonders ist darauf zu achten, daß in den Halbband des Universums die Weltrundschau nicht eingebunden werden darf. Die Weltrundschau ergibt bekanntlich am Jahresschlusse das „Universum=Jahrbuch", für das der Verlag eine besondere Einbanddecke geschaffen hat. Auch für die Romanbeilage steht allen Abonnenten eine besondere geschmackvolle Decke für jeden einzelnen Roman zur Verfügung. Bestellungen auf beigefügter Karte erbeten an die

Geschäftsstelle von Reclams Universum

187. 9/14. 67'

Unterzeichnete...... bestellt hiermit zur sofortigen Lieferung durch die Buchhandlung von*.. direkt per Post:*

1 Original=Einband=Decke für Reclams Universum

XXX. Jahrgang 2. Halbband in blauer* — in roter* Leinwand zum Preise von 1.25 Mark, in Österreich 1.90 Kronen, in Rußland 1 Rubel.

Der Betrag liegt in Briefmarken bei* — folgt gleichzeitig per Postanweisung.*

Name und Stand	Genaue Adresse
....	....
....	....

* Nichtgewünschtes ist gefl. durchzustreichen. Falls direkte Zusend. gewünscht wird, sind 50 Pf. für Porto – nach dem Ausland das entsprechende Porto für ein Postpaket – noch besonders beizufügen.

Für die Luxus=Ausgabe sind extraweite Decken zu dem gleichen Preise vorrätig.

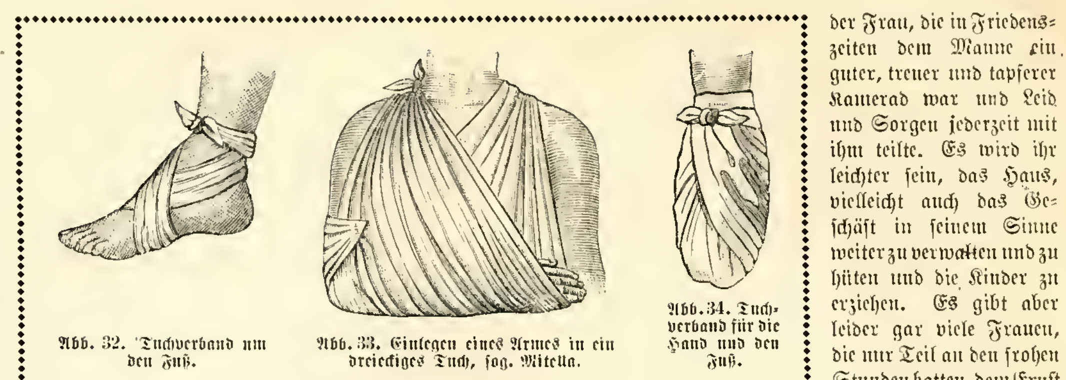


Abb. 32. Tuchverband um den Fuß. Abb. 33. Einlegen eines Armes in ein dreieckiges Tuch, sog. Mitella. Abb. 34. Tuchverband für die Hand und den Fuß.

Hand, so muß man die Bruchstelle am Knochen mit einem Notverband versehen (Abb. 36), damit die Bruchstelle beim Transport nicht bewegt wird und der Kranke keine Schmerzen hat. Man benutzt zu solchen Notverbänden zum Beispiel ein entsprechendes Holzstück, Schirme, Stöcke, Pappe, Bretter, Zweige, im Kriege Säbel oder Gewehre; sie werden durch umgelegte Tücher oder Binden befestigt. Oft werden verletzte oder erkrankte Körperteile durch Verbände aus erhärtenden Stoffen für längere Zeit ruhig gestellt. Das geschieht besonders durch Gipsverbände. Vorher wird z. B. das betreffende Bein mit Watte und Mullbinden versehen, damit der Gipsverband nicht drückt, nicht zu fest liegt; dann legt man über diesen Schutzverband aus Watte und Mullbinden mehrere mit Gips versehene Gazebinden, die vorher in warmem Wasser angefeuchtet werden. Zuletzt streicht man gewöhnlich noch etwas Gipsbrei auf. Solche mit gutem Gips angelegte Gipsverbände erstarren sehr rasch, wenn man dem warmen Wasser eine kristallinische Substanz (Kochsalz, Alaun) zusetzt. Soll eine bestimmte Stelle des Körpers nicht in den Gipsverband miteingeschlossen werden, so macht man sogenannte gefensterte Gipsverbände (Abb. 35). Man macht sich die betreffende Körperstelle z. B. durch ein aufgelegtes Brettchen oder ein Stück Pappe mit nach oben stehendem Nagel kenntlich, legt darüber die Gipsbinden und entfernt dann in der Umgebung des sichtbaren Nagels vor der Erhärtung des Gipsverbandes mit einer Pinzette und Schere die Gipsbinde. Soll z. B. ein erkranktes Gelenk im Gipsverband sichtbar bleiben, so macht man sogenannte unterbrochene Gipsverbände, unter gleichzeitiger Anwendung von seitlichen Schienen aus Eisenblech, Aluminium oder Telegraphendraht. Oft macht man Gehverbände aus Gips mit eingelegtem eisernem Gehbügel am unteren Ende des Gipsverbandes, so daß der Kranke auf diesem Gehbügel gehen kann, ohne daß das erkrankte oder verletzte Bein belastet wird. Eine wichtige Verbandmethode sind die Extensionsverbände mit Gewichten an den Beinen und Armen, entweder in horizontaler Lagerung des erkrankten Körperteiles oder in vertikaler Extension mit oder ohne Anwendung von Gewichten. Von einer genauen Beschreibung dieser Extensionsverbände müssen wir aus Mangel an Raum absehen.



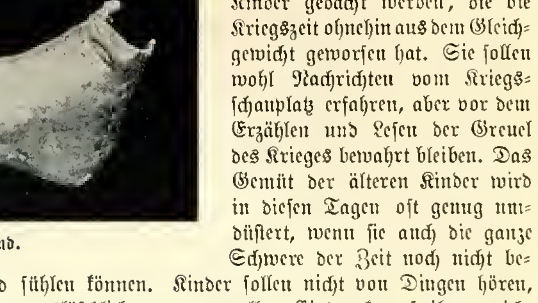


Abb. 35. Gefensterter Gipsverband.

Mutterpflichten.

Von R. v. d. Horst.

Zahlreiche Familienväter sind hinausgezogen ins Feld, um mit der Waffe in der tapferen Faust Heim und Herd gegen den Feind zu verteidigen. Da gilt es für die zurückbleibende Frau Schmerz und Herzeleid zu unterdrücken und das Wort „Pflicht" auf ihr Panier zu schreiben. Es gilt den Fernen zu ersetzen, den Kindern Vater und Mutter zu gleicher Zeit zu sein, mutig den Kopf hochzuhalten um der Kinder willen. Nicht Kummer und Sorge darf die Oberhand gewinnen im deutschen Mutterherzen. Es ist heilige Pflicht, den Kampf aufzunehmen mit dem unerbittlichen Leben, das in Kriegszeiten doppelt schwere Anforderungen an die Frau und Mutter stellt. Wohl der Frau, die in Friedenszeiten dem Manne ein guter, treuer und tapferer Kamerad war und Leid und Sorgen jederzeit mit ihm teilte. Es wird ihr leichter sein, das Haus, vielleicht auch das Geschäft in seinem Sinne weiter zu verwalten und zu hüten und die Kinder zu erziehen. Es gibt aber leider gar viele Frauen, die nur Teil an den frohen Stunden hatten, dem Ernst des Lebens jedoch stets aus dem Wege gingen, die den unsagbar schweren Pflichten, die jetzt an sie herantreten, nicht gewachsen sind, die das Leben nicht am rechten Ende anzupacken verstehen. Vor allem diese sollte die furchtbar ernste Zeit wachrütteln, eben diese müßten zur Erkenntnis dessen kommen, was Pflicht heißt, deren oberste die Mutterpflicht ist. Es ist sehr schön, beherzigens- und nachahmungswert, wenn die Frauen ihre Kräfte in den Dienst des Vaterlandes und der Nächstenliebe stellen. Sie dürfen aber vor Sorgen um fremder Menschen Wohl das Wohl der eigenen Kinder nicht vergessen oder vernachlässigen, die Mutterpflichten nicht versäumen. Es gilt jetzt vor allem im eigenen Hause zu sorgen, dann erst für andere einzutreten. Es muß zuerst an das leibliche und seelische Wohl und Gedeihen der Kinder gedacht werden, die die Kriegszeit ohnehin aus dem Gleichgewicht geworfen hat. Sie sollen wohl Nachrichten vom Kriegsschauplatz erfahren, aber vor dem Erzählen und Lesen der Greuel des Krieges bewahrt bleiben. Das Gemüt der älteren Kinder wird in diesen Tagen oft genug umdüstert, wenn sie auch die ganze Schwere der Zeit noch nicht begreifen und fühlen können. Kinder sollen nicht von Dingen hören, die einen unauslöschlichen grauenvollen Eindruck auf ihre weiche Seele machen. Es ist daher Pflicht der Mutter, die Umgebung, den Lesestoff zu überwachen. Sie soll in den Kindern Mitleid und Mitgefühl wecken, sie heranziehen zu Arbeiten, die für die Krieger im Felde oder für deren mittellos Zurückgebliebene bestimmt sind und in den jungen Herzen die Freude am Helfen und Geben erstehen lassen. Sie lehre die Kinder auf eigene Wünsche zu verzichten zum Besten Bedürftiger und Notleidender. Sie darf es nimmermehr dulden, daß ihre Kinder in schauernder Neugier dabeistehen und zusehen, wie Verwundete in ein Haus gebracht werden, sie muß ihnen das Häßliche einer solchen Neugier klarmachen und sie auf den rechten Weg leiten. Es ist ihre Pflicht, die Kinder an Rücksicht auf ihre Nebenmenschen zu gewöhnen. Sie darf es nicht gestatten, daß die Kinder allzu laut beim Spiel auf der Straße oder im Hause sind, viel lärmen, schreien oder bei offenem Fenster Klavier spielen. Sie wehre aber den stillen Spielen nicht und suche den Kindern so viel als irgend möglich die Sorglosigkeit und Herzensfröhlichkeit zu erhalten. Trotzdem muß sie bei lautem Lachen oder Schreien energisch zur Ruhe mahnen, denn man kann nicht wissen, ob im Hause selbst oder dessen nächster Umgebung nicht Mitmenschen in tiefer Trauer sind um einen Gefallenen, Verwundeten oder Vermißten, deren Nerven bei lautem und fröhlichen Treiben schmerzhaft zittern. Sie suche den Kindern klarzumachen, wie weh oft ein Mangel an Rücksicht tun kann. Es ist aber auch Pflicht der Mutter,

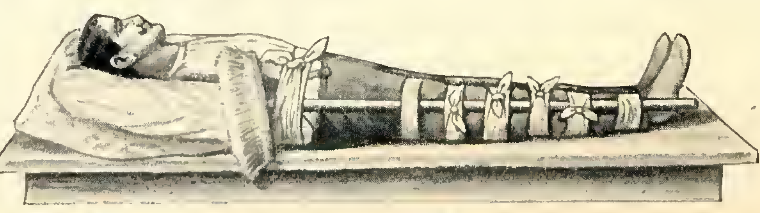


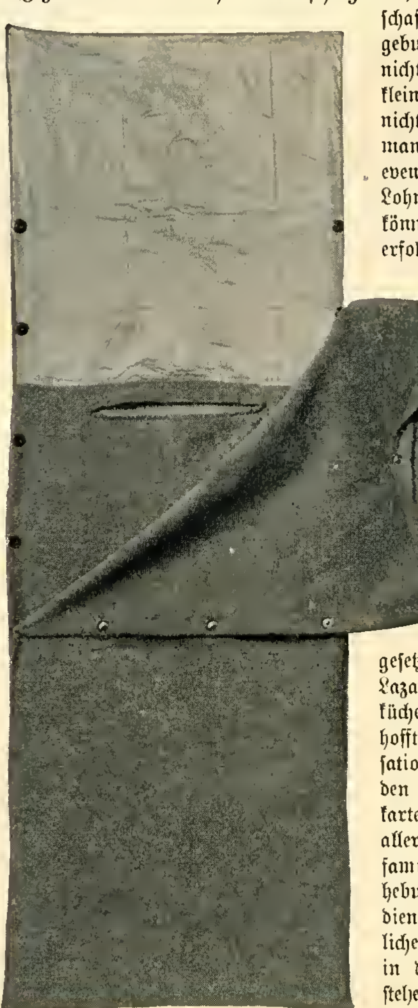
Abb. 36. Notverband für den Transport bei Knochenbruch am Oberschenkel.

die Kinder mit kräftiger Kost zu versorgen, denn hierin zu sparen ist eine völlig falsch angebrachte Sparsamkeit. Die Kost soll einfach aber wohlschmeckend, sorgfältig zubereitet und kräftig sein, Näschereien müssen streng vermieden werden. Auch dulde man nicht, daß die Kinder am Essen mäkeln, und erinnere sie an die vielen, die froh über ein Stückchen Brot sind. Mutterpflichten werden für gar manche Frau Stab und Stütze sein, die sie aufrechterhalten, wenn der Fuß wanken will. Und ihr wird reicher Lohn, wenn der Mann und Vater heimkehrt und voll Stolz auf seine Lebensgefährtin blickt, die ihrer Pflichten auch in schwerer Kriegsnot eingedenk geblieben ist.

Was kann man in einem Feldpostbriefe versenden?

Von M. Kneschke-Schönau.

Unsere Lieben draußen auf dem Schlachtfelde sind so mancherlei Entbehrungen an gewohnten Annehmlichkeiten des Lebens ausgesetzt, die zu beheben der Wunsch so mancher Mutter, Schwester, Gattin oder Braut ist. Leider unterlagen die Paketbestellungen bisher großen Verspätungen, kamen auch mitunter nicht an ihre Adresse, so daß gegen die Feldpost ernste Vorwürfe erhoben wurden. Die Macht der Verhältnisse war stärker als die Organisation. Ebenso unpünktlich sind die Feldpostbriefe zumeist eingetroffen. Da die Feldpostbriefe ein Gewicht von 250 g haben dürfen, so bietet sich dadurch Gelegenheit, so manche Erfrischung und den sehr begehrten Ersatz von Toiletten- und Garderobengegenstände durch Feldpostbrief an die fernen Lieben zu schicken. Die großen Schokoladen- und Zigarettenfabriken haben standhaft gearbeitete und doch leichte Umhüllungen für diese hochwillkommenen Erfrischungen in den Handel gebracht, und so kann man leicht die Lieblingsmarken an Zigaretten oder Zigarren absenden, mit der Gewißheit, daß sie in gutem Zustande ankommen. Bei Schokolade berücksichtige man, daß die süßen Sorten den Durst steigern, also für das Feld nicht angebracht sind, während die bitteren Sorten erfrischend und den Hunger stillend wirken. Sehr gut für diesen Zweck ist auch die Mokkaschokolade, die besonders anregend wirkt. Pfefferminztafeln werden auch gern angenommen und lassen sich ebenfalls leicht versenden. Kaffeepulver, in handlichen kleinen Blechdosen, das die schnelle und leichteste Bereitung einer guten Tasse Kaffee überall ermöglicht, ist bei Biwaks von großem Wert. Ferner lassen sich in einem Feldpostbriefe zwei Paar Socken oder diverse Fußlappen, Taschentücher, Waschflecken, zwei kleine Handtücher, ja selbst eine seidene Unterjacke oder Hemd versenden, und diese Ergänzung der Wäsche ist jedem Offizier oder Soldaten sehr erwünscht. Über den Mangel an Taschentüchern wird sehr geklagt, ebenso über den kleiner Handtücher. Hier sollte man aber möglichst nur solche aus Leinewand versenden, die so angenehm kühlend und schweißaufsaugend wirken, während baumwollene Taschentücher diese Eigenschaften nicht haben. Da nun leinene Taschentücher sehr teuer sind, und die Möglichkeit, sie zu waschen und wieder heimzubringen, kaum vorhanden ist, so ist es empfehlenswert, aus altem weichem Leinen (aus Bett- und Tischwäsche, feinen Leinenhemden usw.) die guten Stücken auszuschneiden und daraus etwa 50 cm im Quadrat messende Taschentücher zu fertigen, die nur ganz leicht eingesäumt zu werden brauchen und die der Soldat nach Benutzung und wenn keine Gelegenheit sie zu waschen vorhanden ist, einfach wegwirft. Durch steten Ersatz derartiger Tücher wird ihm eine große Wohltat bereitet, weshalb man eifrig altes Leinen sammeln sollte. Aus alten Handtüchern, die meistens nur in der Mitte abgenutzt sind, lassen sich leicht zwei kleine anfertigen, die im Felde noch gute Dienste tun. Auch für Fußlappen ist altes Leinen vorzüglich, doch muß man hierfür die noch festen Stücke auswählen. Eine Ersatzhalsbinde ist auch willkommen, ebenso ein Nähzeug, Notizbücher, Bleistifte und kleine Toilettemittel, wie Wasch- und Rasierseife, Zahncreme, Vorvaseline usw. Alle diesen kleinen und im Felde so nützlichen Dinge lassen sich im Feldpostbrief verschicken. Aber auch Lektüre ist für einsame Wachtstunden, lange Eisenbahnfahrten usw. sehr begehrt. Die handlichen Reclam-Heftchen bieten guten Lesestoff und sind leicht zu versenden. Ein damit beglückter Soldat schrieb nach Hause, daß die Kameraden ihn bei der Lektüre mit Neid beobachtet, und nachdem er sie beendet hatte, wie Wilde sich darum gerissen hätten. Wenn man also derartigen Lesestoff versendet, kann man überzeugt sein, nicht nur seinem Angehörigen eine Freude damit zu bereiten, sondern noch vielen anderen unserer tapferen Soldaten, denn so ein Büchelchen wandert von Hand zu Hand, solange es nur noch lesbar ist. Bei der Auswahl des Lesestoffes bevorzuge man Humoresken und kleine Novellen heiteren Inhalts; denn Trübes sieht der Soldat im Felde übergenug, und die Lektüre soll ihn doch erheitern und über die traurigen Eindrücke da draußen hinweghelfen. Als ebenfalls erwünschte Gabe seien noch seidene Halstücher erwähnt, die das Reiben des Uniformkragens mildern und als sehr angenehm empfunden werden.



Schlafsack für Soldaten aus leichtem Flauschstoff, zum Teil mit Satin abgefüttert. Ein Einschnitt ermöglicht Füllung mit Heu oder Stroh, auch die doppelte Decke kann gefüllt werden. Große Druckknöpfe dienen als Verschluß.

Eine Organisation zur Obstverwertung.

Im Interesse der Volksernährung gibt Herr Professor Dr. Oppenheimer in Berlin eine sehr dankenswerte Anregung, indem er alle deutschen Frauen auffordert, sich zum Zwecke der Bereitung von Obstkonserven zusammenzuschließen, um auf diese Weise allen Schichten unseres Volkes eine billige, gesunde Zuspeise zum Brot zu ermöglichen. Er schlägt vor, in jeder kleinen Stadt eine Organisation zu schaffen, die dafür sorgt, daß in der näheren Umgebung alles, aber auch alles Obst, was sonst nicht genützt würde, gesammelt und in einer kleinen Zentrale zu Mus eingekocht wird. Sind nicht genügend Hilfskräfte vorhanden, so kann man gleichzeitig arbeitslose Frauen und Mädchen, eventuell gegen Kost und Logis und einen kleinen Lohn, einstellen. Das Einkochen der Früchte könnte sowohl in Hotels wie in Privathäusern erfolgen. Als besonders geeignet erscheinen die jetzt wenig benutzten Küchen der Hotels in den Kurorten, die meist in bergigen, fruchtbaren Gegenden liegen. Die nötigen Zuckermengen müßten die Vereine von den Großhändlern zu einem ermäßigten Preise beziehen und zweckentsprechend verteilen. Ebenso sollten die nötigen Gefäße in großen Mengen eingekauft werden. Was die Verwendung der Konserven betrifft, so wären diese entweder von den örtlichen Organisationen zum Selbstkostenpreis direkt zu verkaufen oder, soweit es möglich ist, an Arme unentgeltlich abzugeben. Was in den kleinen Städten nicht abgesetzt wird, findet reichlich Verwendung in den Lazaretten, Wohlfahrtsorganisationen, Volksküchen 2c. der Großstädte. Herr Dr. Oppenheimer hofft, daß die Behörden diese geplante Organisation nach jeder Richtung hin unterstützen werden und zwar durch die Gewährung von Freikarten für die Arbeiterinnen, durch Aufhebung aller Beschränkungen beim Beeren- und Obstsammeln und durch Vergünstigung in der Erhebung der Zuckersteuer. Der nationale Frauendienst will die Sache organisieren, die eigentliche Arbeit jedoch müssen die Frauen selbst in die Wege leiten unter Anlehnung an die bestehenden Vereine. Gilt es doch alles zu tun, um unsere Volksernährung zu sichern, solange der Feind an unseren Grenzen steht und unsere erfahrenen Hausfrauen können auch in dieser Hinsicht wertvolle Dienste leisten.

Verantwortlich für den Inhalt der Beilage „Für unsere Frauen": Cornelia Kopp, Leipzig. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Kriegsliteratur.

Kriegskarte für das westliche Rußland mit den angrenzenden Teilen von Deutschland und Oesterreich-Ungarn. Maßstab 1:2000000. 13.–17. Die im Verlag von Oskar Eulitz, Lissa i. P. erscheinende Karte gibt einen guten Überblick über das westliche Rußland und den Kriegsschauplatz. Der Preis beträgt 80 Pfennig, auf Leinwand aufgezogen in Taschenformat 2,25 Mark.

Kriegsausgabe des Weyerschen Taschenbuches der Kriegsflotten. (Verlag von J. F. Lehmann in München. Preis 4,50 Mark.) Das Buch enthält genaue Angaben und Abbildungen sämtlicher Schiffe unserer Gegner, sowie der neutralen Staaten, während ein Bericht über die Flotten des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns aus naheliegenden Gründen weg fallen mußte. Trotzdem ist das Werkchen aber ein wertvoller Berater, denn es schildert die Stärke und Gefechtskraft unserer Gegner bis in die kleinste Einzelheit.

Tornister-Wörterbücher gibt der Mentor-Verlag in Berlin-Schöneberg heraus, und zwar für die französische, englische, russische und polnische Sprache. Der Preis beträgt nur 60 Pfennig. Da die Bändchen genaue Angaben über Aussprache erhalten, sind sie für die Teilnehmer des Krieges sehr zu empfehlen.

Wie können sich die Frauen in der Kriegszeit nützlich machen? Von Rosa Anderson. (Verlag von Jacob Lintz in Trier. Preis 40 Pf.) Der Zudrang hilfsbereiter Frauen war allenthalben so stark, daß Tausende abgewiesen werden mußten. Auch wurden im ersten Übereifer allerhand Mißgriffe begangen. Das vorliegende Büchlein wird daher vielen ein Ratgeber sein und Anregung dafür bieten können, auf welche Weise wirklich nützliche Hilfe geleistet werden kann.

Beachtenswerte Mitteilungen.

Freistellen für Töchter gefallener Offiziere gewährt die gemeinnützige Mathilde-Zimmer-Stiftung in ihren 11 Töchterheimen. Zuschriften sind zu richten an Kurator Professor D. Dr. Zimmer in Berlin-Zehlendorf.

Erziehungsanstalt und Privatrealschule von Dr. Plähn, Pensionat zu Waldkirch i. Br. Der Jahresbericht über das 50. Schuljahr 1913/14 ist erschienen und durch die Direktion unter Berufung auf unsere Zeitschrift erhältlich. Mit Rücksicht auf das für eine Privatanstalt gewiß seltene Jubiläum des 50jährigen Bestehens ist dem Bericht eine Erinnerungsgabe beigefügt, die nicht nur diesem Ereignis, sondern auch der 25jährigen Diensttätigkeit des Direktors und zweier seiner Lehrer gerecht wird. Bekanntlich zeichnet sich die Schule durch ihre vernünftigen, auf praktischer

Erfahrung beruhenden Erziehungsgrundsätze aus, die sie zu einem im besten Sinne modernen Lehr- und Erziehungsheim machen.

Technikum Altenburg S.-A. wird auch während des Krieges den Unterricht fortführen. Diese unter Staatsaufsicht stehende technische höhere Lehranstalt umfaßt Ingenieur-Abteilungen für Maschinenbau, Automobilbau und Elektrotechnik, sowie Techniker- und Werkmeister-Abteilungen für Maschinenbau und Elektrotechnik. Außerdem sind angegliedert eine Papiermacher-Fachschule, Gasmeisterschule sowie Chauffeurschule und Lehrwerkstätte. Aufnahmen für das am 15. Oktober d. J. beginnende Wintersemester 1914/15 finden bereits jetzt statt. Interessenten stehen ausführliche Programme und Jahresberichte durch das Sekretariat des Technikums Altenburg S.-A. kostenlos zur Verfügung.

Der Krieg und die wirtschaftlichen Zustände ändern an der Tatsache nichts, daß der Kranke und Nervenschwache auch in der Kriegszeit sich nach einer friedlichen Stätte sehnt, an der ihm dasjenige sachgemäß geboten wird, was ihm not tut. Ein Nothelfer für solche ist das in gutem Ruf stehende Kurbad Sommerstein bei Saalfeld in Thüringen, das auch während des Krieges geöffnet und besucht ist. Dort finden nicht nur Leidende und Rekonvaleszenten, sondern auch verwundete Krieger liebevolle Aufnahme. Und da Bad Sommerstein ein wohlgeborgenes, sonnenreiches und hygienisches Plätzchen ist, das sich auch durch seine vorzügliche harnsäurefreie Reformküche auszeichnet, so dürften ebenso alleinstehende Damen und Herren während der Kriegszeit in diesem herrlichen Waldfrieden gut aufgehoben sein. Näheres durch die Direktion.

Bad Altheide. Auch hier ist der Badebetrieb noch voll im Gange; das Helenenbad, in dem die Sprudelbäder verabfolgt werden, ist während des ganzen Jahres geöffnet. Mehr als 30 Logierhäuser sind in vollem Betriebe und zum größten Teil mit Heizungsanlagen versehen. Die Preise für Wohnung und Verpflegung sind sehr niedrig.

Herrenalb. Zu den trotz des Krieges hier Zurückgebliebenen sind neue Erholungsbedürftige gekommen, so daß die meisten Gasthöfe und Pensionen ihren Betrieb weiterführen, auch das Städtische Kurhaus — Sanatorium für Nerven-, Herz- und Stoffwechselkranke — hält seinen Betrieb aufrecht. Da keine Kurtaxe erhoben wird und die Witterung die denkbar beste ist, so darf Herrenalb allen denen, die Ruhe und Erholung suchen, für einen Spätsommer- und Herbstaufenthalt wärmstens empfohlen werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Carl W. Neumann in Leipzig; für die Weltrundschau: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.
Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig, Inselstraße 22.

Für Küche und Haus

Rezepte zum Einkochen von Kernobst. Ganze Äpfel einzumachen. Hierzu eignen sich am besten harte Äpfel, wie Borsdorfer und Goldparamänen. Man sucht gleichmäßig große Äpfel aus, schält sie, entfernt sorgsam das Kerngehäuse und gibt jeden einzelnen gleich nach dem Schälen in kochendes Wasser, dem man Zitronensaft zugesetzt hat. Sowie die Frucht halbweich ist, nimmt man sie mit dem Schaumlöffel heraus. Wenn alle Äpfel soweit sind, legt man sie möglichst eng nebeneinander in einen Kochtopf, gibt Zitronenschale und ganzen Zimt dazu, gießt soviel Apfelwein und von dem Apfelkochwasser zu gleichen Teilen darüber, daß die Früchte eben bedeckt sind, und streut eine dicke Lage gestoßenen Zucker obenauf. Nun läßt man sie, mit einem Bogen weißen Papiers bedeckt, langsam fertig kochen. Wenn sie etwas abgekühlt sind, legt man sie in die bestimmten Gläser, überfüllt sie mit dem Apfelsaft, bindet fest zu, und kocht sie im Wasserbad 10—12 Minuten lang.

Apfelgelee. Reinetten oder ein anderer säuerlicher Apfel werden gewaschen, in dünne Scheiben geschnitten und mit soviel kaltem Wasser aufs Feuer gesetzt, daß sie vollständig bedeckt sind, gibt Zitronensaft und -schale sowie ein Stück ganzen Zeylonzimt daran und läßt sie langsam sehr weich kochen. Hierauf schüttet man sie in ein Haarsieb und läßt den Saft ablaufen, aber ohne in dem Fruchtmus zu rühren, da der Saft sonst trüb wird. Man mißt den Saft und rechnet auf 1 Liter 700—750 g Hutzucker. Saft und Zucker kocht man 30—40 Minuten lang und schäumt ihn währenddessen gut ab. Wenn der Saft in breiten Tropfen von dem Löffel läuft, gibt man ein wenig davon auf ein Porzellantellerchen. Ist der Saft in einigen Augenblicken steif geworden, so ist das Gelee fertig, das man nun, nachdem man Zimt und Zitronenschale entfernt hat, in vorgewärmte Gläser füllt, die man fest zubindet.

Ganze Birnen. Hierzu schält man die Birnen sorgfältig und entfernt die Blüte, der Stiel bleibt daran. Kleine Früchte läßt man ganz, große viertelt man. Nun gibt man sie in kaltes Wasser, das die Früchte knapp bedeckt, fügt gestoßenen Zucker nach Geschmack, den Saft einer Zitrone und ein Stückchen zu. Nach 30—35 Minuten die Birnen fertig sein.

Birnen in Essig. A… Birnen wiegt man 250 g Zu… den man mit 1/4 Liter Weinessig übergießt und aufs Feuer setzt. Wenn der Zucker sich aufgelöst hat, gibt man die geschälten, vom Kernhaus befreiten, halbierten Birnen hinein, sowie ein Stück ganzen Zimt und Ingwer und einige Gewürznelken. Nach einer Stunde Kochens sind die Birnen fertig. Man füllt sie auf Gläser, kocht den Essig noch etwas ein und gießt ihn dann durch ein feines Sieb über die Birnen. Nach 8 Tagen kocht man den Essig nochmals auf und füllt ihn erkaltet über die Früchte.



Für Liebesgaben an unsere Truppen

die für guten Lesestoff zur Verkürzung der unfreiwilligen Wartezeit herzlich dankbar sind, eignet sich Reclams

Universal-Bibliothek

besser als irgendeine andere Ausgabe. Die Reclam-Bände bieten bei dem billigen Preis von 20 Pf. vielseitigste Auswahl aus der klassischen und modernen Literatur. Sie haben bei guter Ausstattung äußerst bequemes Format und sind deshalb ganz besonders geeignet als Lesestoff für Verwundete, also

zu Stiftungen für die Lazarett-Büchereien

Auswahl-Verzeichnisse geeigneter Bücher und vorgedruckte Versand-Umschläge auf Wunsch umsonst an jedermann.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig, Inselstraße 22. — Für den Inseratenteil verantwortlich: i. V. Paul Leymann in Leipzig.